

Hans Asbeck

## Ein Bildungsprogramm, in den Stein gehauen

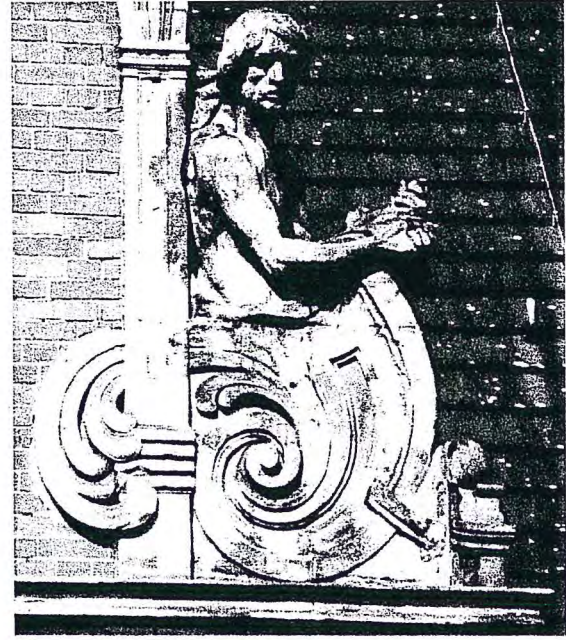
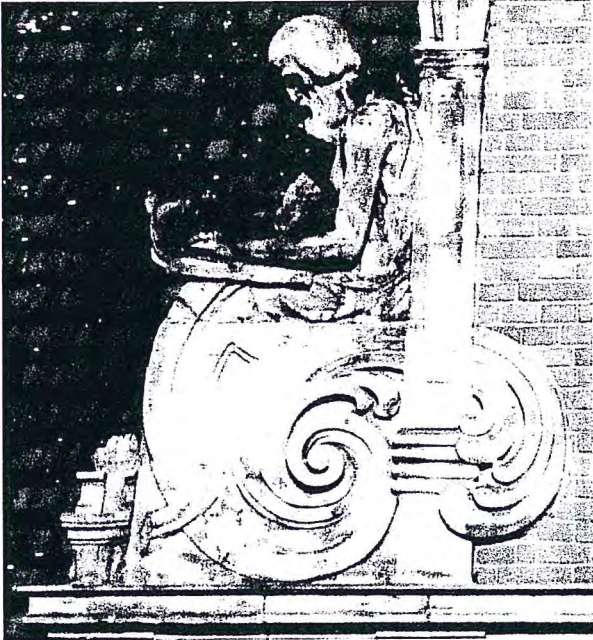
Seit dem ausgehenden Mittelalter sind öffentliche Gebäude an herausragender Stelle mit Uhren geschmückt: zunächst die Kirchen, dann Schlösser und Rathäuser. In Linden waren die Uhren an diesen Stellen allerdings eine verschwindende Minderheit: Die weitaus meisten waren in den zahlreichen Fabriken angebracht. Seit Beginn der Industrialisierung spielen die Fabrikuhren eine kaum zu überschätzende Rolle: mit ihrer Hilfe wurde über Generationen hinweg etwas erzwungen, den Menschen mühsam ins Unterbewußtsein geschliffen, was ihnen von Natur aus nicht zu eigen ist: Zeitdisziplin. Die Kirchturmuhre fordert zum Gebet auf und ruft zur Messe, die Rathausuhr meldet, wann die Marktstände zu schließen sind, erst die Fabrikuhr fordert auf die Minute pünktliches Erscheinen und sorgt für die Bestrafung der Saumseligen mit Lohnabzug und Entlassung, sie paßt den Menschen, der sich früher von den Zyklen der Natur leiten ließ (Hahnenschrei, Mittagshitze, Sonnenuntergang), den Erfordernissen der maschinellen Produktion an. Wenn Schulgebäude Uhren tragen, ist klar, daß es um die Pünktlichkeit des Schulbetriebs geht. Die Fassade der Humboldtschule zeigt eine schön und groß gearbeitete Uhr nicht nur vor, sie faßt sie auch ein in einen ganz bestimmten Sinnzusammenhang, der sie den Lindener Fabrik-, Kirchen- und Behördenuhren weit entrückt. Dies geschieht durch die beiden Relieffiguren an ihren Seiten, die nur mit kurzen Hosen bekleidete vielleicht zehnjährige Knaben darstellen. Der Jugendstil ist unverkennbar, doch ebenso die Anspielung auf die griechische Antike: Nacktheit, Standbein-Spielbein, der Wanderstab, auf den sich der linke Junge stützt wie der nachdenkende Ödipus vor der rätselaufgebenden Sphinx in klassischen Darstellungen. Damit wird klargestellt, daß es um das zeitüberdauernd Menschliche geht, das man in "humanistischer" Gesinnung bei den Alten verkörpert sah. Es erleichtert aber auch die Erkenntnis, daß hier

Begriffliches symbolisiert werden soll: der rechte Knabe, der, vor der aufgehenden Sonne stehend, den Betrachter anlächelt und ihm eine Rose zeigt, steht für den Morgen, der linke, von Mond und Sternen umgeben und nachdenklich-gebeugt auf einen Stab gestützt, steht für den Abend.

Doch warum ist auf diesem linken Relief einer der Sterne so dargestellt, wie man ihn mit bloßem Auge nie zu sehen bekommt, als Saturn mit Ring, und das in maßloser Übergröße? und warum hat der andere Junge die Rose nicht, wie es sich gehört, vom Busch gebrochen, sondern von einem größeren Zweig, den er in der Hand hält? Eine mögliche Lösung: es handelt sich nicht einfach um Knaben, sondern um Schüler, die hier Morgen und Abend symbolisieren, Schüler bei ihren Studien der Botanik und der Astronomie. Wir werden sehen, wie diese Vermutung weiter unten ihre Stütze findet.

Ob nun pädagogische Anspielungen oder nicht: offenkundig betten die symbolischen Knabenreliefs die Uhr in einen sehr humanen, ja kindgemäßen Zusammenhang ein: Zeit und Tageslauf folgen den Zyklen der Natur und harmonisieren mit den natürlichen Bedürfnissen besonders des kindlichen Menschen. Diese Schule, so lautet dann die Botschaft, dressiert nicht und paßt nicht mechanischen Zwängen an, sie stellt den Heranwachsenden als Wesen mit Leib und Seele (das auch müde und vielleicht ein bißchen melancholisch werden kann!), als Persönlichkeit auch, die eigener Initiative fähig ist (das Spontane, das im Überreichen der Rose liegt!), in den Mittelpunkt. Merkwürdig ist allerdings, daß die Abfolge von links nach rechts nicht Morgen - Abend, sondern Abend - Morgen ist. Was soll diese Abweichung vom Gewohnten?

Blickt man nach unten, so findet man sie gleich zweimal wieder: An den Außenseiten des Giebels sitzen ein junger und ein alter Mann - aber erst der alte, links, dann der junge, rechts; das gleiche direkt über dem Portal: die



jüngeren Schüler stehen rechts, die älteren links, was uns darauf aufmerksam macht, daß auch von den beiden Knaben der linke eher zwölf, der rechte eher neun Jahr alt ist.

Ich denke, daß das Paar der sitzenden Männer den Schlüssel für diese Verschiebung enthält. Der ältere, über ein Schriftstück versunkene, bärtig und im Typus an Aristoteles-Darstellungen erinnernd, dabei griechisch-schön auch in der Nacktheit des Oberkörpers, soll die "alte", der jüngere, ein Renaissance-Typ wie Jünglinge auf Botticelli-, auch Dürer-Gemälden, die "neue Wissenschaft" (vgl. den vor diesem abgedruckten Artikel aus der "Wiener Bauzeitung"). Er hält - wie "aufgeschlagen" - etwas schwer Identifizierbares in Händen, vielleicht ein Stück Baum, dann denkt man wieder an Finger eines großen Menschenaffen - jedenfalls etwas Organisches: das "Buch der Natur"? Er ist jedoch nicht in dieses Objekt versunken, sondern hat den Blick von ihm erhoben und blickt nun weg von ihm in die Erscheinungswelt selbst. Er ist also im Unterschied zum Philologen, der die klassischen Autoritäten studiert, der moderne Erfahrungswissenschaftler, der die Dinge selbst untersucht und seine Lehrmeisterin in der Natur findet. Er muß rechts sitzen,

weil er die Arbeit des Älteren voraus- und zeitlich nach diesem ansetzt, die Abfolge von jung und alt also in die von alt und neu umschlägt. Weil ihm der Morgen korrespondiert, so scheint es mir, muß dieser mit ihm auf der gleichen Seite stehen, eine Beziehung, die durch beider Figuren Zuwendung in Richtung des Betrachters sowie dadurch, daß beide etwas Pflanzliches halten, unterstrichen wird, während andererseits alte Wissenschaft und Abend durch Ruhe, Insichgekehrtheit, Nachdenklichkeit verbunden sind.

Die Korrespondenz zwischen unten und oben geht aber auch in umgekehrte Richtung. Lassen Schönheit des Antlitzes und Jugendlichkeit des enblößten Körpers den Alten von sich aus schon dem Jungen gleichwertig erscheinen, so macht der Verweisungszusammenhang mit Abend und Morgen vollends deutlich, daß hier nicht die zweifelhafte Fortschrittsideologie des Jahrhunderts vorgetragen wird: "alt" und "neu" stehen sich nicht wie "primitiv" und "entwickelt" in einer wertenden Konkurrenz, sondern wie "spät" und "früh" gleichgewichtig und jeweils eigenwertig gegenüber. So wie Abend und Morgen einander brauchen, ergänzen und zyklisch abwechseln, so auch die Wissenschaften, die (von alters her) das Verstehen von Texten pflegen, und diejenigen, die (seit Beginn der Neuzeit und entfesselt im 19. Jahrhundert), die Natur erklären und verfügbar machen.

Daß die Reliefs über dem Portal diese Sicht noch stützen und mit einem besonderen Akzent versehen (propädeutische Funktion der Naturwissenschaft), werden wir später sehen. Bleiben wir zunächst beim Giebel und betrachten wir den breitflächig-jugendstiligen Schriftzug, der auf der Konsole unter den zuletzt beschriebenen Figuren verläuft und die Distanz zwischen ihnen genau überbrückt.

Die Schrift scheint eine eigens für diese Fassade entwickelte Kunstschrift zu sein. Sie wirkt in ihrer Klarheit und Funktionalität noch heute modern, besitzt aber auch eine schwungvolle Eleganz: M und L wirken wie mit der breiten Stahlfeder "getuscht". Andererseits sind Serifen erkennbar und wird der Eindruck in Erinnerung gerufen, den antike Inschriften machen. Alles in allem also eine Synthese, wie sie auch von der Uhren-Gruppe versucht wird: von Funktionalität und Ästhetik, Klassizität und Moderne. Diese Schrift paßt also zur "alten" wie zur "neuen Wissenschaft" und stellt eine geeignete Verbindung zwischen beiden dar.





Was genau heißt nun "HUMBOLDT-SCHULE"? War "Humboldt" eine so fest umrissene Größe wie "Beethoven", bei dem das "Ludwig van" sich ja auch erübrigt? Das ist nicht der Fall, weiß man doch erst einmal nicht, wer von den beiden bekannten, schulfassadenwürdigen Humboldts gemeint sein soll: Wilhelm oder Alexander?

Die Frage wird durch die beiden Figuren links und rechts oberhalb des Schriftzugs eindeutig beantwortet - eindeutig jedenfalls für den, der über die damals selbstverständliche Allgemeinbildung verfügte: *beide* Humboldts sind gemeint, sie sind auch gemeint *als* das Brüderpaar, das sie waren.

Alexander (1769-1859) von Humboldt, der jüngere, den man also an zweiter Stelle zu nennen pflegt und rechts plazieren würde, war ein hochbedeutender Entdeckungsreisender und Naturforscher, er gilt als Begründer oder Mitbegründer von wissenschaftlicher Erdkunde, Klimalehre, Vulkanologie, hat zahlreiche Tiere und Pflanzen entdeckt, wichtige ethnologische Beschreibungen geliefert und all dies in Büchern niedergelegt, die auch schriftstellerisch, so durch ihre ebenso anschaulichen wie stimmungsvollen Landschaftsschilderungen, von sehr hohem Rang sind. Man hat ihm "die andere Entdeckung Amerikas" zugeschrieben, womit nicht nur gemeint ist, daß er bisher Unbekanntes erforscht hat, sondern auch, daß es in anderem als kolonialem Geist geschah: das Fremde nicht abwertend, in die eigenen Denksysteme hineinpressend, um es verfügbar machen und beherrschen zu können, sondern - in den "besseren", den "humanen" Traditionen der Aufklärung - mit Respekt, voller Staunen und dem Eifer zu bewahren (daß koloniale Ausbeutung sich denn doch seiner Kartenwerke, geologischen Analysen usw. bediente, steht auf einem anderen

Blatt). Auch er hat politisch gewirkt und ein Gesetz angestoßen, das die Sklaven amerikanischer Reisender auf dem Boden Preußens für freie Menschen erklärte<sup>1</sup>.

Wilhelm (1767-1835) war dagegen der große Theoretiker der klassischen Bildung in Deutschland, die er als preußischer Minister durch das humanistische Gymnasium und die Universität deutscher Prägung, die man bis heute die "humboldtsche" nennt, auch politisch realisierte. Das humanistische Gymnasium zeichnete sich dadurch aus, daß es die Antike in den Mittelpunkt des Unterrichts stellte: Latein und Griechisch, die griechische und römische Literatur, Kultur und Geschichte - aber nicht um ihrer selbst willen, sondern weil die Schüler dem Anpassungsdruck der modernen Welt entzogen werden sollten, damit sie in der Schule zu kompletten, selbstbestimmten, eigenverantwortlichen Menschen würden, die statt durch fachliche Spezialisierung durch exemplarisches Lernen ihre Ausstattung für eine bürgerliche Existenz in Beruf und Öffentlichkeit erhielten: die Antike galt als zwar vergangene, aber doch mustergültige Offenbarung des "Humanen": entwickelter Menschlichkeit, die sich von hergebrachten Zwängen - Herrschaft - befreit hat und den Zwängen der modernen Gesellschaft (Spezialisierung, Bürokratismus, Maschinenwesen) noch nicht ausgeliefert war. Unverkennbar prägen diese Gedanken das gesamte höhere Schulwesen in Deutschland nach wie vor, nicht nur das immer noch so genannte und immer noch Latein und Griechisch vermittelnde humanistische Gymnasium, sondern auch eine Integrierte Gesamtschule zum Beispiel. Der Gedanke einer "exemplarischen Bildung" ist in den heutigen Zeiten, in denen die Verfallszeiten beruflicher Qualifikation immer kürzer werden, sogar aktueller denn je - wenn man sie im allgemeinen auch nicht mehr "humanistisch",

<sup>1</sup> Diesen Hinweis verdanke ich der nicht genug zu rühmenden Projektschrift eines Leistungskurses der Humboldtschule, auf die wir in diesem Buch noch mehrfach zurückgreifen werden: siehe Literaturverzeichnis.



im Horizont antiker Vorbildlichkeit, diskutiert. - Für unsern Zusammenhang ist wichtig aber auch, was die deutsche Universität bis heute Wilhelm von Humboldt verdankt: auch sie wollte er aus direkten Verwertungszusammenhängen heraushalten, Forschung sollte auf allen Gebieten um ihrer selbst willen und unabhängig von Profitkriterien betrieben werden, vor allem aber sollte akademische Bildung, also auch die Ausbildung z.B. der höheren Beamtenschaft auf der Hochschule, durch Wissenschaft geschehen, "Lehre" sollte mit "Forschung" einhergehen, wohinter wiederum der Gedanke des exemplarischen Lernens und die Vorstellung steckt, daß der Mensch durch Emanzipation (nicht durch Gängelung) zu seinen besten Möglichkeiten gelangt.

Dies führt unmittelbar zu dem großen Relief über dem Eingangsportal. Es zeigt den sehr eindrucksvoll, suggestiv, fast stechend blickenden, mit den Lorbeerzweigen des Ruhmeskranzes geschmückten Kopf einer Frau, die hoch in der linken Hand eine Lampe hält und mit der rechten eine beschwörend-appellierende Geste macht: motivgeschichtlich zweifellos eine "Seherin", ein Pythia oder Kassandra, mit diesen Attributen und in diesem Kontext jedoch, Logos statt Mythos, die "Aufklärung durch das Licht der Vernunft, die Lernenden mahnend und ihnen Ruhm verheißend", so möchte man übersetzen, oder auch, wie es überliefert ist (vgl. wieder die "Wiener Bauzeitung"), "die lehrende Wissenschaft".

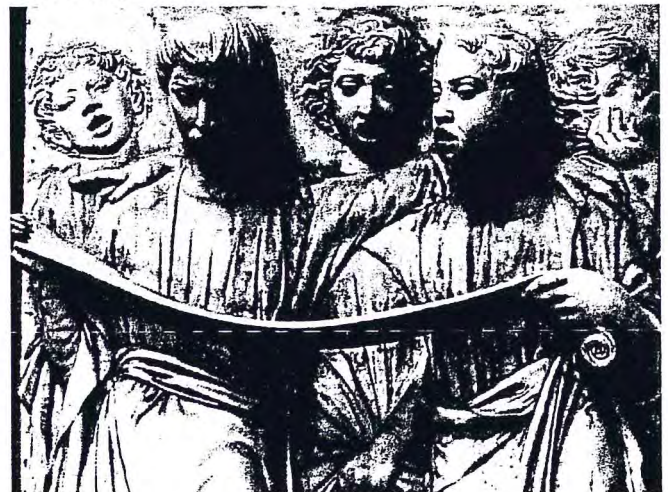
Das ist der Humboldtsche Universitäts-Gedanke, auf die höhere Schule übertragen: Bildung geschehe durch autonome, den einzelnen Menschen emanzipierende Wissenschaft, so besehen sind die einzelnen Wissenschaften gleichwertig und im Grunde nur eine einzige; die Schule aber diene nicht etwa der Industrie oder der politischen Indoktrination, sondern hat den Auftrag, zur entwickelten Persönlichkeit zu erziehen und exemplarisch zu bilden: idealer "Lorbeer" sei der Preis, um den man ringt, nicht etwa Geld oder Status.

Ein stilisierter Lorbeerbusch bildet nicht nur den Hintergrund der Frauenfigur, sondern stellt auch die Verbindung her zu den durch angedeutet Säulenschäfte und Wappenfelder abgetrennten Darstellungen der "lernbegierigen Jugend", in denen jener Hintergrund sich fortsetzt. Wie ist diese Jugend dargestellt?

Immer noch ist der Bezug zur griechisch-römischen Antike unübersehbar: der klassische Kontrapost, die betonte harmonische Körperlichkeit usw. Gegenüber den Figuren im Giebel ist aber der Trend zur Modernisierung weitergetrieben: wirkt nach dem an Aristoteles erinnernden Alten mit seinem Folianten der Naturforscher schon wie ein Jüngling der Renaissance und tragen die insgesamt griechisch wirkenden Knaben neben der Uhr doch

schon moderne Frisuren, so ist bei den Jungen überm Portal auf klassische Nacktheit gänzlich verzichtet: die Kleidung ist körpernah und uniform, aber doch - Kniebundhosen! - der damaligen Zeit zuzuordnen; vor allem tritt Stilisierung (nicht ganz) zurück und ist Individualisierung (ein Stück weit) vorangetrieben: sicher nicht bis zu Porträts, aber doch so, daß man gesagt haben könnte: ja, so wünschen wir sie uns, die "Blüte" des Calenberger Landes.

Beide Dreiergruppen stehen sehr eng, geradezu in Körperkontakt - sicher nicht einfach bedingt durch den begrenzten Platz, den der Bildhauer zur Verfügung hatte, denn in beiden Gruppen kommt eine beiläufige Zärtlichkeit zum Ausdruck: immer legt einer der Schüler - Anklang an Luca della Robbias Relief auf der berühmten Florentiner Sängerkanzel, siehe unten! - einem der beiden andern die Hand auf die Schulter oder um den Nacken, alle blicken jedoch bei völliger körperlicher Gelöstheit - keine Spur vom preußischen Drill, der die höheren Schulen des 19. Jahrhunderts üblicherweise charakterisiert! - mit dem Ausdruck größten Ernstes, größten sachbezogenen Interesses. Wieder wird der Dressur und der Anpassung, wird der Entfremdung vom Menschlichen, wie sie in den Fabriken und den Büros der Zeit selbstverständlich war, eine Absage erteilt. In dieser Schule sollen die menschlichen Bedürfnisse nicht zu kurz kommen, hier soll man "leben" können, so auch mit Freundschaften (die ja auch in der Antike, die hier sicher wieder mitgedacht ist, ein sehr hohes pädagogisches Gut waren) - aber es wird auch erwartet, daß man eine hohe innere Motivation mitbringt, wißbegierig ist, von den Sachen selbst und der Möglichkeit ihrer Erforschung fasziniert, bereit, auch die menschlichen Beziehungen in den Dienst eines Lernens zu stellen, das - blicken wir



noch einmal hoch zu den Knaben links und rechts der Uhr! - den ganzen Tagesablauf bestimmt.

Überlegen wir noch kurz, warum die jüngeren Knaben nicht links stehen, wo sie hingehörten, sondern rechts! Klar ist, daß auf der rechten Seite aufeinander verweist, was mit der Natur zu tun hat: Rose, "Buch der Natur" (?). Tatsächlich hält auch der mittlere in der Gruppe der jüngeren Knaben einen Rosenzweig in der Hand. Warum nicht einer der Älteren?

Der Grund könnte sein, daß man in den Naturwissenschaften das eher Kindgemäße gesehen hat: sie hätten dann die *propädeutische* Funktion, auf die Beschäftigung mit den abstrakteren, entlegeneren, voraussetzungsreicheren klassisch-philologischen Studien vorzubereiten. Eine aus heutiger Sicht merkwürdige Sicht der Naturwissenschaft, zumal sie vorgetragen würde in einer von modernster, ohne wissenschaftliche Fundierung schon längst nicht mehr auskommender Industrie geprägten Stadt! Es paßt aber durchaus dazu, daß man einen Alexander von Humboldt zum naturwissenschaftlichen Patron erkoren hatte: also sozusagen einen Vertreter der "weichen", auf dem Reisen und der sinnlichen Anschauung basierenden, eigentlich recht "geisteswissenschaftlichen" Naturwissenschaft, der überdies beständig die Grenzen zu den "human studies", ja zu Journalismus und literarischer Kunst überschritt.

Diese Schule sollte zunächst, Bedürfnissen Rechnung tragend, die im industriell "aufgeblühten" Linden sowie im zugehörigen Landkreis herangewachsen waren, eine Realschule sein, d.h. eine höhere, aber nicht zum Abitur führende Lehranstalt, die mit stärkerer Betonung der "Realien" schneller und direkter auf das praktische Leben (in freilich auch nicht ganz so hohen Positionen: man dachte vor allem an Ingenieurberufe: vgl. auch Gert Busch im letzten Kapitel dieses Buches) vorbereiten sollte. Doch konnte schnell erreicht werden, daß die Schule auch abiturwürdig wurde - als "Realgymnasium", was einerseits bedeutet, daß die auf die moderne Lebenswelt bezogenen "Realien" stärker als in herkömmlichen Gymnasien betont wurden und größeren Raum im Lehrplan einnahmen, andererseits aber, daß es sich eben doch um ein die Universität eröffnendes Gymnasium, in dem "selbstverständlich" auch Latein unterrichtet werden mußte; wobei dieser Bereich erst in der Oberstufe in den Vordergrund trat, während auf dem Humanistischen Gymnasium schon die Anfänger mit sieben Stunden Latein pro Woche konfrontiert wurden.

Es war also auf dem Realgymnasium tatsächlich so, wie das Relief es darstellt: mit den jüngeren Schülern wurde vergleichsweise viel Naturwissenschaft getrieben, während in den Abshlußklassen die ebendeshalb "versäumte" klassische Philologie "nachgeholt" werden mußte.

Die merkwürdige, wie man aus heutiger Sicht sagen könnte: Unter- oder Fehlbelichtung der Naturwissenschaften auf der Schulfassade könnte also ihren Grund in zwei Dingen haben: Erstens war "höhere Bildung", waren Abitur und Universitätszugang damals offensichtlich nach wie vor entscheidend auf das mit der Antike verknüpfte humanistische Ideal fixiert. Der Notwendigkeit der "Realien" konnte man sich nicht verschließen, aber offenbar hat man ihnen selbst keinen oder keinen eigenständigen, eigengewichtigen *Bildungswert* zuerkannt, jedenfalls nicht jenen höheren, für den Latein und Griechisch standen. Zweitens war speziell für diese Lindener Schule das humanistische Element die zusätzliche Errungenschaft, durch welche die Realschule zum Gymnasium geadelt wurde. Vielleicht hat man es deshalb beim repräsentativen Schulbau in der repräsentativen

Straße in der beschriebenen Weise zusätzlich überakzentuiert - auf Kosten des "Realismus", der in der ursprünglichen Schulkonzeption steckt und aus heutiger Sicht den speziellen Anforderungen einer Industrie- und Arbeiterstadt weitaus gemäßer erscheint.

Betrachten wir abschließend die beiden Sprüche, die auf den Außenrisaliten des Gebäudes angebracht sind! Nachdem wir uns klargemacht haben, welche Bedeutung zeitliche Vorstellungen (früh und spät, alt und jung, antik und modern, Knaben- und Jünglingsalter, Unter- und Oberstufe) für das Konzept dieser Fassade haben, dürfen wir annehmen, daß die Inschriften in dieses System hineinpassen. Dem Figurenkomplex gegenüber weit außen stehend, dürften sie, so besehen, den Sinn von Einstimmung und Ausklang, Vorbedingung und Zweckbestimmung, Vorrede und Schlußwort, Einführung in die Schule und Geleitwort ins Leben haben. Links steht:

**DES HERRN FURCHT IST ANFANG ZU  
LERNEN**

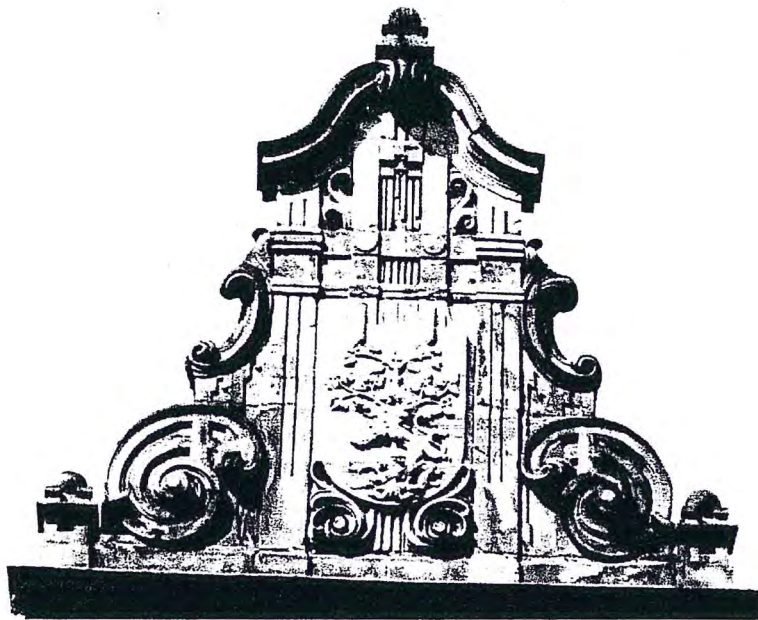
- das wäre das Wort für die Einschulung, für Beginn und Grundlage der Schulzeit; rechts:

**ANS VATERLAND, ANS TEURE, SCHLIESS'  
DICH AN**

- das markierte den Sinn und die Zweckbestimmung, wäre das Wort zum Abitur, das Geleitwort fürs Leben.

Der erste Spruch stammt aus der Bibel und besagt sowohl, daß die Ehrfurcht vor Gott das erste sein müsse, was der Mensch lerne, als auch, daß diese Ehrfurcht ein Prinzip sei, das in allem Wissen, aller Erkenntnis, aller Weisheit des Menschen enthalten sein, also auch alle seine Studien begleiten müsse. Bezogen auf das Programm "Aufklärung - Menschlichkeit - Emanzipation", das die Bildkomposition der Mittelrisalite verkündet, bedeutet dies eine Beschränkung: Über allem Wissen, das der Mensch im einzelnen erwerben kann, muß von vornherein und immer der Respekt vor einem Höheren stehen, an das der Mensch mit seiner ganzen Wissenschaft nicht heranlangt, über das er nicht verfügen kann und das ihm in seiner Praxis Grenzen setzt. Das steht dort in auffälligem Luther-Deutsch und mag insofern eine Referenz an die bodenständige lutherisch-evangelische Kirchengemeinde enthalten, ist inhaltlich jedoch Gemeingut aller christlichen Konfessionen, ja der monotheistischen Religionen insgesamt (Altes Testament: Buch der Sprichwörter), man kann sogar noch weitergehen und sagen, daß in diesem Satz schlankweg zum Ausdruck komme, was wir Religiosität nennen: eine Haltung, die auch Menschen einnehmen können, die keinem bestimmten Glauben anhängen. Auf Sätze wie diesen berufen sich heute viele Menschen aus den verschiedensten Lagern, die Bedenken gegen problematische Entwicklungen von Aufklärung und Wissenschaft vortragen: gegen Atomkraft z.B., Gentechnik, Euthanasie.

Der zweite Spruch, Schillers "Tell" entnommen, fordert Integration und Engagement des einzelnen in jenem größeren Gemeinwesen, das durch gemeinsame Sprache und Kultur gekennzeichnet ist. Daß dreißig Jahre nach seiner Gründung das Deutsche Reich gemeint ist, wird niemand bezweifeln, andererseits spielt der "Tell" in der Schweiz, hier wird der Satz gesprochen, und der Zusammenhang ist ein Freiheitskampf, in dem gewachsene demokratische Institutionen gegen fremde Gewaltherrschaft verteidigt werden: mit "Nationalismus" im Sinne eines Stolzes auf die eigene Nation und einer Abwertung anderer, mit dem verhängnisvoll gegen Frankreich gerichteten "Erbfeind"-Denken, mit Chauvinismus,



Imperialismus, Rassismus hat der Satz überhaupt nichts zu tun; es fiel nicht schwer, ihm heute einen europäischen oder multikulturellen Sinn zu geben.

Werfen wir einen letzten Blick in die höchste Spitze des Gebäudes, und begnügen wir uns nicht mit der Feststellung, daß dort eben das Lindener Stadtwappen angebracht sei! Was sagt dieses Wappen, wie stellt die zugehörige Gemeinde sich dar, welchen Anspruch erhebt sie im Angesicht der Öffentlichkeit, was verspricht sie denen, die dieses Gebäude in Anspruch nehmen werden, was verlangt sie von diesen?

Das Wappen mit der Gerichtslinde und dem Löwen als Signum des einst hier herrschenden Adelsgeschlechts bringt den dörflich-mittelalterlichen Ursprung Lindens in Erinnerung. Wir besitzen ein schönes Zeugnis dafür, was Schule im alten bäuerlichen Linden war:

*Die Schul allhie ist zu Zeiten meines Herrn Antecessoris gebauet, ist 28 Fuß lang und 24 breit, ist sonst in einem ziemlichen Stande, nur daß der Wind sehr das Dach verdorben, so gar, daß er mit den Schulkindern, wenn es regnet, kaum truncken darin sitzen oder des Nachts liegen kann. Das Schulgeld allhie hebet der Schulmeister allein und bekompt er alle Quartal von einem Schreib- und Rechenkneben 9 Groschen, von einem andern Kinde aber, das nur lieset, 6 Groschen. Des Winters hat er fast 70 Schulkindern, des Sommers aber kaum 40.*

*An Länderei hat er nur 1 Morgen auf dem Linder Berge. An Garten hat er leider nicht das Geringste, sondern muß von seinem schlechten Einkommen Gartengewächs, auch das Brodt korn, kaufen. An Geld hat er jährlich 3 Thlr. von diesem Dorf einzunehmen, und dazu gibt der Meier 6 Groschen, der Halbmeier 3 Groschen, der Köther 2 Groschen, der Beibauer 1 Groschen, wird aber miserrime aufgebracht und bekompt er es selten völlig. Bei der Leiche bekompt er von einem Alten 3 Groschen, von einem Kinde nur 2 Groschen, von den Filialdörfern aber bekommt er nichts. Auf die Weide hat er zu treiben 1 Kuhe und 2 Schweine. Im Neuen Jahr singet er im ganten Dorf mit den Kindern.<sup>2</sup>*

Insofern das Wappen diese Vergangenheit zitiert, aber jetzt die Spitze eines so prächtigen und anspruchsvollen städtischen Schulbaus einnimmt, bringt es ein Bewußtsein von Tradition und Fortschritt zum Ausdruck, dem der Bürgerstolz auf das in so erstaunlich kurzer Zeit Erreichte eingeschrieben ist.

Zugleich bekennt diese Stadt sich öffentlich zu jener Hochform von Bürgerlichkeit, welche, wie wir gesehen haben, die Botschaft der Fassade ist: Humanität, Integration von klassischer und moderner Bildung, Persönlichkeitsbildung, Emanzipation. An die Vorgabe "Beethoven" des Straßennamens anschließend, bekennt sie sich zur deutschen Klassik.

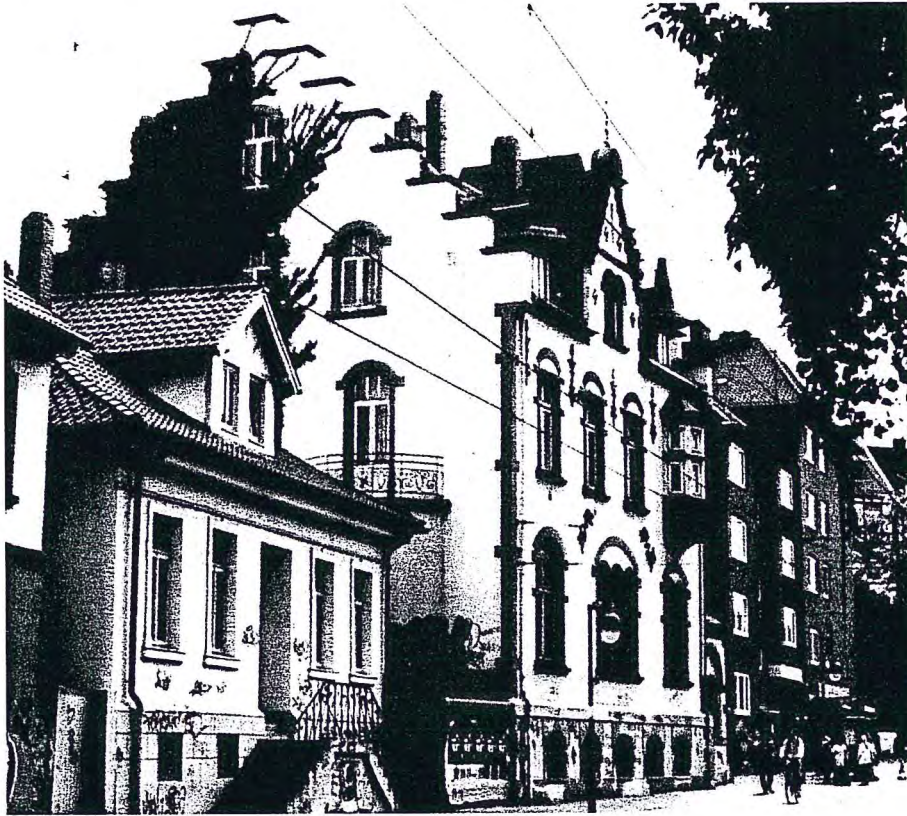
Den hier zu Erziehenden verspricht sie (und zwar im Namen des Staates, der ja auch damals die Schulaufsicht hatte), daß sie hier nicht getrimmt, um ihre Lebensfreude und gesunde Entwicklung gebracht werden, sondern daß man sie als Subjekte des Lernens ernstnimmt und sie auf eine Entfaltung aller ihrer Kräfte wie auch auf Erfolg im Leben - Lorbeer! - hoffen dürfen. Sie verlangt aber auch etwas: Neugier, Motiviertheit, sachliches Interesse, Bereitschaft, den ganzen Tageszyklus in den Dienst des Lernens zu stellen - und schließlich selbst staatsbürgerliche Verantwortung zu übernehmen.

Mit den gegenüberliegenden besitz- und bildungsbürgerlichen Häusern der Beethovenstraße hatten diese Schüler den gesellschaftlichen Kontext vor Augen, aus dem all dies entstanden war und in den ihre Anstrengungen wieder einmünden sollten. Sie erhalten sogar einen ausdrücklichen Hinweis: Der Lorbeer des Schulportals wiederholt sich in dem Lorbeer, der genau gegenüber den Beethovenkopf umgibt, und ist mit ihm in eine antikisierende "Ruhmestempel"-Umgebung integriert (vgl. die Zeichnung S. 15), und an ihrem Eingang empfängt die Straße (vgl. oben Siegelnde Kaczmarek) mit dem Klio-Motiv vom Ruhme der Kunst.

Wenig zu tun hatte das mit den Bewohnern der Konkordiastraße, wenige Meter weiter.

<sup>2</sup> Eine Beschreibung der Lindener Schule durch den Pfarrer im Jahre 1683, gefunden in der Festschrift der Helene-Lange-Schule "Hundertert Jahre Gymnasium in Linden", siehe Lit.verz.

## Das Delphin-Haus Davenstedter Straße 31



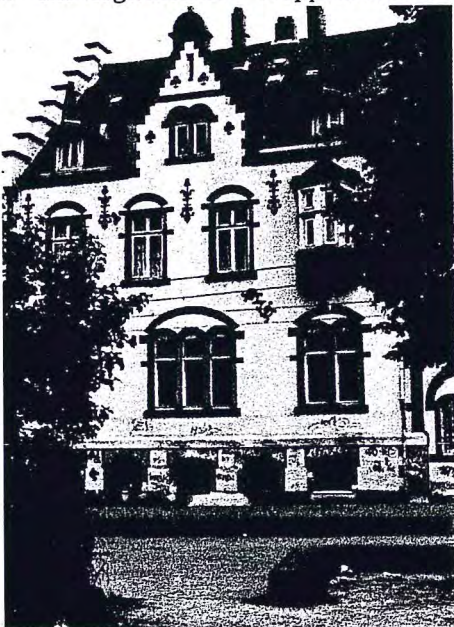
Das Haus in der Davenstedter Straße 31 wurde 1891 erbaut und steht in einer klaren Beziehung zu den Miethäusern in der Beethovenstraße. Bauherr war der aus bauerlicher Familie stammende Lindener Schnapsfabrikant und Senator Christian Niemeyer, der mit diesem 'Schlößchen' - er nannte seinen Korn "Château Niemeyer" - wohl den Adels kopieren wollte. Mit dem Bau von großzügigen Miethäusern in der Beethovenstraße wollten er und die Stadtverwaltung die Arbeiterstadt Linden für die Bourgeoisie interessant machen.

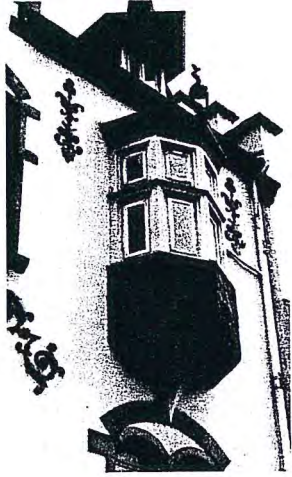
Das Haus Niemeyers ist ein frei stehendes, zweigeschossiges Bürgerhaus mit ausgebautem Dachgeschoß. Es ist traufständig, in Massivbauweise mit Satteldach und Zwerchgiebel errichtet. Auf der rechten Seite gibt es ein baulich hervorgehobenes Treppenhaus mit spitzem

Walmdach und einem vorgelagerten Eingangsbereich. Die Wohnungen verfügen über eine Größe von ca. 140 m<sup>2</sup> und eine Raumhöhe von 3,9 m. Das Parterre hat direkten Zugang zu der Gartenterrasse und dem Garten.

Das Haus wurde wahrscheinlich von dem Architekten Krack im Stil des Historismus errichtet. Dieser Baustil stellt keine eigene, spezifische Architekturform dar, sondern setzt sich aus denen der Vergangenheit zusammen. So werden in diesem Bürgerhaus des 19. Jahrhunderts Elemente der Gotik, der Renaissance und des Barock miteinander vereint.

Als typisch gotische bzw. auch Renaissance-Elemente gelten hierbei der Treppengiebel, der Erker sowie die kleinen, spitzen Türme auf den Dacherkern. Der Zwerchgiebel dagegen ist dem frühen Barock entlehnt





und hat die Aufgabe, die Fassade zur Straße größer und das gesamte Haus prunkvoller erscheinen zu lassen sowie das Dachgeschoß nutzbar zu machen. Ebenso aus dem Barock stammen die Fenster. Dabei ist bezeichnend, daß mehrere Fenster durch einen übergeordneten Bogen zusammengefaßt werden. Ein solcher ist auch bei den einzelnen Fenstern vorhanden, um dem Bauwerk einen für das Barock typischen weichen und verspielten Ton zu geben. Dies steht im Gegensatz zu der Bauweise der Renaissance, die eine klare und schlichte Struktur bevorzugt, was an den Fenstern des Treppenhauses gut zu sehen ist. Sie gehen parallel zur Treppenschräge, haben zum jeweils anderen Fenster immer den gleichen Abstand und bestehen aus einfachen Parallelogrammen ohne jeglichen Schmuck. Verzierungen finden sich an der

Vorderseite des Hauses in Form von verspielten Ornamenten und einem auf einen Treppengiebel gelagerten Delphin. Solche baulichen Verzierungen weisen schon auf den Jugendstil voraus.

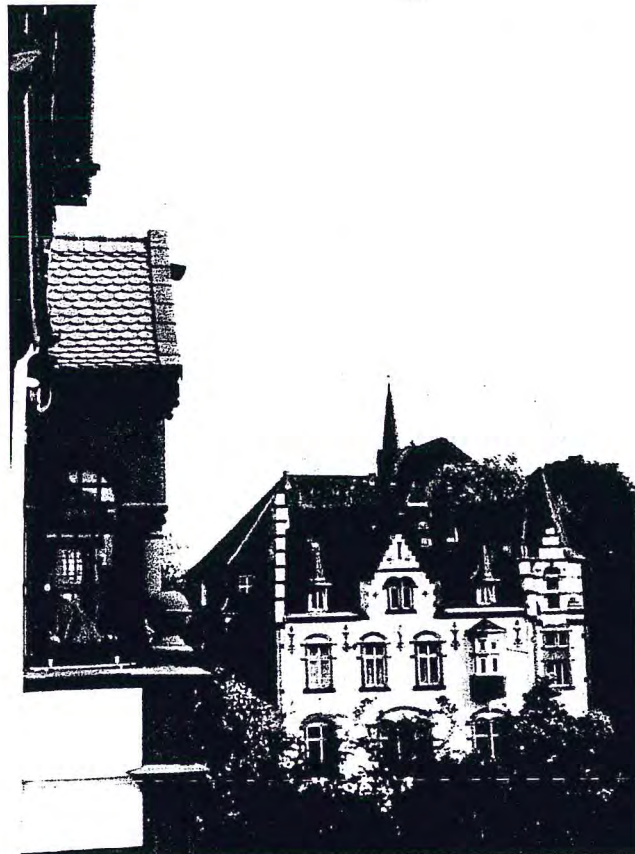
Während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts war hier eine Privatschule für höhere Töchter untergebracht, die "Dörienschule", heute enthält es Mietwohnungen.

*Wörterklärungen:*

Satteldach: zwei Dachschrägen, durch Giebel begrenzt;  
 traufständig: die Traufe ist die Unterkante eines schrägen Daches; bei "traufständigen" Häusern zeigt diese zur Straße; vgl. den Ausdruck "vom Regen in die Traufe kommen"!

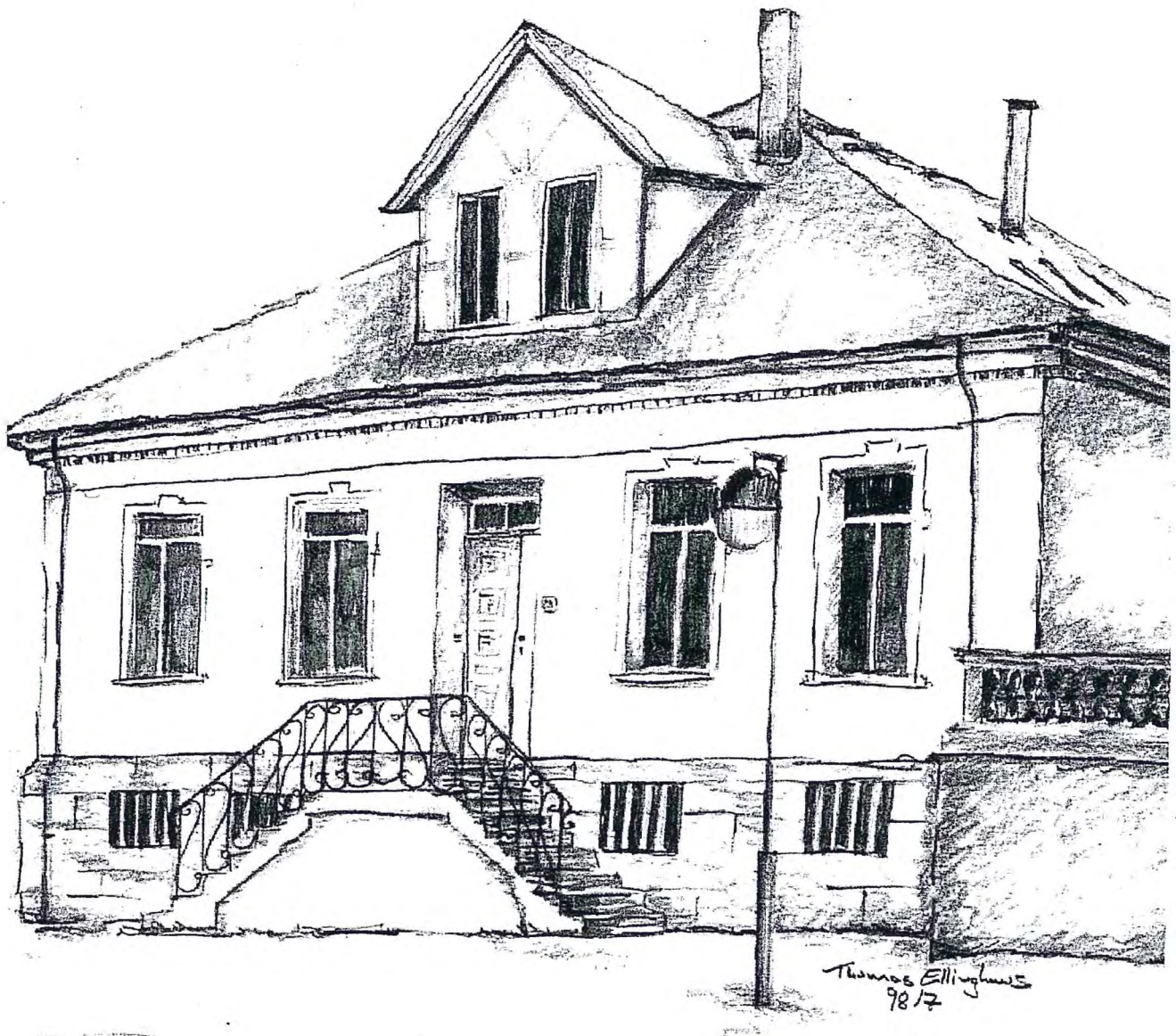
Zwerchgiebel: "zwerch" (altdeutsch), d.h. quer zum Hauptgiebel stehender Giebel auf der Traufseite;

Walmdach: Dachschräge nach allen Seiten.



*Blick auf das Niemeysche Haus von einem Balkon des Hauses Beethovenstraße 8, in das der Sohn des Senators einzog*





*Julia Sellmann*

## *Unser schönes altes Haus und der Schnaps*

Ich, Schülerin der IGS Linden in der Beethovenstraße, die jetzt, im Jahre 1998 ihr 100 jähriges Jubiläum feiert, wohne in dem kleinen grau-weißen Haus in der Davenstedter Straße, einem eingeschossigen Putzbau auf hohem Natursteinsockel mit Zugang über eine Freitreppe vorn in der Mitte.

Dieses Haus befindet sich am Kopfe der Beethovenstraße, und ich denke, daß es fast jedem Schüler ( oder Lehrer ) schon aufgefallen sein dürfte, sei es auf dem Weg zur Bahnstation "Nieschlagstraße", beim Pizzakauf oder während der allmorgendlichen Pilgerung ins "Palais".

Möglicherweise hatte auch schon der/die eine oder andere die Ehre, bei einer meiner Partys unser Logement von innen kennenzulernen und sowohl unseren Garten als auch unseren Stuck bewundern zu dürfen - und falls nicht, so hat er sich vielleicht wenigstens (mehr oder weniger dekorativ) an unserer Hauswand verewigt.

Unter Umständen hat sogar ein architekturinteressierter Schüler aus dem Kunst-LK bemerkt, daß unser Haus unter klassizistischem Einfluß errichtet wurde. Was aber wohl kaum einer wußte, ist, daß unser neben den reich

verzierten Bauten der Beethovenstraße eher unscheinbar wirkendes Haus weitaus älter ist als diese.

Im Rahmen des Projektes "100 Jahre Beethovenstraße" habe ich mich ein bißchen umgehört, im Stadtarchiv in alten Karten und Adreßbüchern herumgestöbert und alle Informationen gesammelt, die ich bekommen konnte, um etwas über unser Haus und seine Geschichte zu erfahren. Was ich persönlich besonders interessant fand, ist, daß die Davenstedter Straße - alten Karten nach zu urteilen - die älteste Straße Lindens ist, sie hieß früher allerdings noch "Linden", später "Lindenerstraße".

An dieser Straße, die später Schloß und Park derer von Alten vom königlichen Küchengarten trennte, entstanden die ersten Häuser und Höfe.

Sowohl das genaue Baujahr als auch den Namen des Architekten konnten wir nicht herausfinden, da viele Unterlagen des Bauordnungsamtes vernichtet wurden. Was wir dennoch herausfinden konnten:

Mitte des 18. Jahrhunderts erwarb der ausgediente Soldat ("Dragoner") Hans Dietrich Niemeyer eine kleine Bauernstelle ("Kötnerhof"), zu dem sein Nachkomme

weitere Grundstücke hinzukaufet, so daß der Hof schließlich von unserem Haus bis zur Brauhofstr. 9 reichte. Neben seinem landwirtschaftlichen Betrieb entstand die Gastwirtschaft "Fortune", und nebenbei betrieb er noch eine Branntweinbrennerei.

Seine Nachfahren bauten diese Brennerei zu einem stattlichen und einträglichen Betrieb aus.

Auf diesem Grundstück (damals als Kirchstr. 29 eingetragen) lebten in unterschiedlichen Häusern neben dem Eigentümer und seiner Familie auch seine Angestellten, vom Arbeitsmann über den Hufschmied, Gärtner, Kleidermacher und Maler bis zum Buchhalter und Revisor.

Sein Sohn, Christian Niemeyer, Ökonom, Hofbesitzer, Branntweinbrenner und Deputierter der Ständevertretung Lindens, ließ unser Haus höchstwahrscheinlich um 1847 (in diesem Jahr taucht es erstmals auf alten Karten auf) als Alterswohnsitz erbauen.

1856 wurde die Lindener Straße (heutige Davenstedterstraße) in "Falkenstraße" umbenannt, und zu diesem Zeitpunkt ist unser Haus erstmals in den alten Adressbüchern - unter der Nummer 45 - vermerkt.

Bewohnt wurde es damals von Elise Niemeyer, der Witwe des wahrscheinlich 1852 verstorbenen Christian N. Ihr Sohn Heinrich (1815-1890) war der letzte Gemeindevorsteher, bevor Linden 1885 Stadt wurde. Dessen Sohn Christian (Senator) übernahm 1876 den Betrieb, sein Sohn, wiederum Christian (vgl. Abb. 6 und 7!) mußte ihn aber kurz nach dem Ersten Weltkrieg auf das Land verlegen, da sich Linden immer mehr vergrößert hatte und die Stadt das Halten von Kühen in der Davenstedter Straße nicht mehr gestattete. (Die Kühe fraßen die Rückstände der Brennerei, weshalb man sie brauchte, um den Schnaps wirtschaftlich herstellen zu können.) Die Grundstücke in Linden gingen in verschiedene Hände über, zumal der jüngste Niemeyer das Familienvermögen durch Bürgschaften verlor, die er seinen adligen Jagdgenossen geleistet hatte (vgl. im folgenden Kapitel: "Auf der Suche nach dem Vater der Beethovenstraße"; im übrigen verdanke ich meine Informationen in der Hauptsache dem riesigen Werk von Horst Kruse - siehe Literaturverzeichnis - das ich im Historischen Museum einsehen konnte).

Sein Vater war es, der das umliegende Gelände kaufte und die Planung für die Beethovenstraße einreichte. Diesem Mann verdanken wir es also, daß wir den Ausblick auf eine solch prachtvolle Straße genießen dürfen.

1914 wurde unser jetziges Haus an Professor Habenicht verkauft, 1940 erwarb es der Zahnarzt Dr. Seelig (die 20 cm starke Tür zwischen Behandlungs- und Wartezimmer war noch bei unserem Einzug vorhanden, ebenso ein Rezeptfenster in der verglasten Windfangtür).

1969 kauften der Makler H. Dostall und der Architekt Stühmann das Haus von der Witwe Seelig, um es abzureißen und einen Neubau zu errichten. Zum Glück stand unser Haus unter Denkmalschutz.

Als sich Ende des Jahres 1978 bei meinen Eltern ein Baby ankündigte - niemand anderes als meine Wenigkeit - trafen sie den Entschluß, ihre damalige Wohnung aufzugeben und ein kinderfreundlicheres Zuhause, möglichst mit Garten (zwecks Auslaufmöglichkeit), zu suchen.

Dabei stießen sie dann auf das Haus in der Davenstedter Straße. Es war Liebe auf den ersten Blick, auch wenn es damals dringend renovierungsbedürftig war und vor unserer Tür noch der Verkehr entlanglief, der später auf die Badenstedterstraße verlagert wurde.

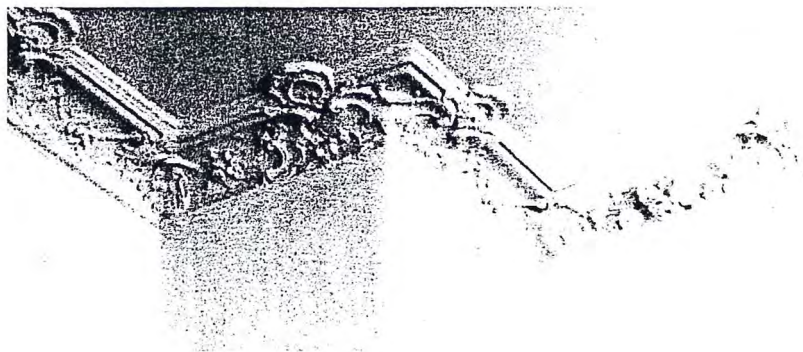
Da meine Eltern (im Gegensatz zu den anderen Interessenten) von der bevorstehenden Verkehrsberuhigung in diesem Teil der Straße Wind bekommen hatten, machte ihnen das keine Sorgen. Sie kauften also im Januar 1979 das Haus, und ich durfte im Bauch meiner Mutter an den Renovierungsarbeiten teilnehmen.

Während meine Eltern das Erdgeschoß renovierten, in pingeliger Kleinstarbeit den Stuck von alter Farbe und sonstigem Dreck säuberten (der in seiner ganzen Pracht übrigens nur noch existiert, weil ein früherer Bewohner trotz des Wunsches seiner Frau, das Haus zu modernisieren, zu "faul" gewesen war, den Stuck abzuschlagen), wurde das Dachgeschoß noch von zwei türkischen Familien bewohnt, die mich ausgiebig mit Lahmacun und anderen Leckereien versorgten.

Obwohl ich dieses Haus, in dem ich meine gesamte Kindheit und Jugend verbracht habe (also mittlerweile fast 19 Jahre), heiß und innig liebe, muß ich doch gestehen, daß es uns nicht nur Freude bereitet hat. Manchmal waren wir kurz davor wirklich zu glauben, daß auf ihm ein Fluch lasten würde.

Es begann damit, daß wir 1985, kurz nachdem unsere türkischen Mieter in die Türkei zurückgekehrt waren, bemerkten, daß das gesamte Gebälk vom Holzbock zerfressen war.

Wir mußten also das gesamte Dachgeschoß abreißen und neu errichten. Als wir damit endlich fertig waren (bei uns dauert so etwas immer ein bißchen länger) und uns gerade in den oberen Räumen eingelebt hatten, brannte mein Zimmer aus, und wir durften nochmal von vorne beginnen. Nebenbei hatten wir uns noch mit Rattenfamilien und Überschwemmungen im Keller, mit Ameisen in der Küchenwand, mit Mäusen in meinem Zimmer (die ich eigenhändig oder mit Hilfe einer von mir konzipierten Falle einfing und außerhalb Hannovers aussetzte!) und mit vielem mehr anzufreunden. Aber damit muß man in einem Altbau wohl rechnen!



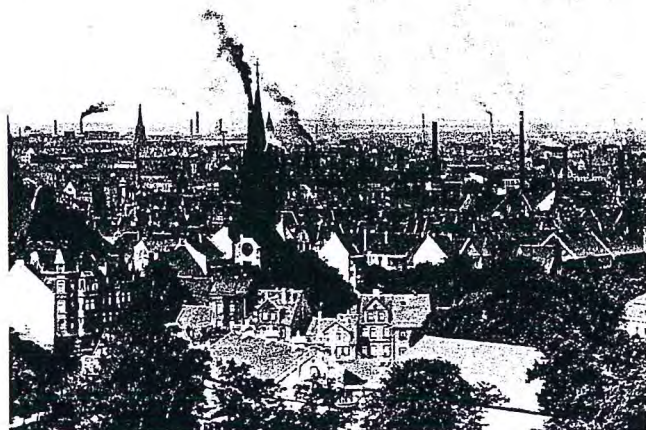
## Die Situation der Arbeiter in Linden um 1900

Seit 1830 entwickelte sich aus dem Dorf und beliebten Villenviertel von Hannover ein Fabrikvorort. Die schnelle Industrialisierung führte zu einem hohen Arbeitskräftebedarf und damit zu einem sprunghaftem Anwachsen der Einwohnerzahlen : von 1852 mit knapp 5000 auf über 50.000 im Jahre 1900 auf schon 73.000 Einwohner im Jahre 1910 (Rabe S. 27). 1871 wurde Linden eine selbständige Stadt, nachdem die Eingemeindungsversuche an dem hartnäckigen Widerstand der bürgerlichen Kreise Hannovers gescheitert waren.

### 1. Gesundheitliche Verhältnisse

Linden begann erst 1870 die Strassen zu pflastern und vollendete schliesslich 1917 die Vollkanalisation. Bis dahin war der Ort mit seinen rauchenden Fabrikschlotten, den Fabrikabwässern, die ungeklärt in Strassenzüge und in die Ihme abflossen, den ungepflasterten Strassen, die in Regenzeiten kaum passierbar waren, fehlender Kanalisation und Müllabfuhr ein möglicher Seuchenherd und wurde von den hannoverschen Bürgern sehr argwöhnisch betrachtet (Rabe S. 24).

Unternommen gegen diese Zustände wurde allerdings



erst etwas, als in den 90ern die Bäume in der Georgstraße anfangen zu kümmern, auch roch es bei Westwind in der Residenzhauptstadt schlecht. Die Arbeiter in Linden lebten jahrelang in unmittelbarer Nähe der Fabriken, was ihnen Geräusch- und Geruchsbelästigungen einbrachte.

Zeitzeugen berichten, daß vor der chemischen Fabrik in der Göttinger Straße ein haushoher Berg von Produktionsabfällen einen widerlichen Geruch verbreitete und auch die Schwefelabgase der Ultramarin-Fabriken trugen zur Verunreinigung der Luft bei (Rosenbaum S. 84-86).

### 2. Die Wohnverhältnisse der Arbeiterbevölkerung

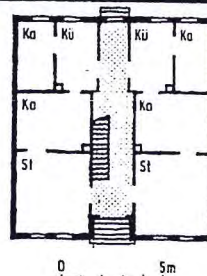
Während sich für die großen, teureren Wohnungen schon 1873 Überproduktionserscheinungen bemerkbar machten, blieb der Mangel an Kleinwohnungen für die Arbeiterbevölkerung bestehen. Der private Wohnungsbau lag in der Hand von mittelständischen Schichten, die für den eigenen Wohnungsbedarf bauten (Rabe S. 24) und zusätzlich Mietwohnungen als Einnahmequelle hinzufügten. Es waren vor allem Landbesitzer, wie die von Alten und einige Bauern, die ganze Straßen anlegten. Der Baron von Alten wollte 1874 große Teile des Schloßgartens verkaufen. 1875 entstand im nördlichen Gartenbereich die Niemeyerstraße. Im Nedderfeld einigten sich die Bauern Struckmeyer, Hartmann und Lampe auf ein Straßennetz zur Erschliessung ihrer Ackerflächen, so daß

Kochstraße und Albertstraße, sowie Anfänge der Eisenstraße, Ottenstraße und Gummistraße (spätere Wilhelm-Blum-Straße) seit 1872 entstanden (Buschmann S. 245-247). Während also die bürgerlichen Familien eine große Auswahl von schönen und großen Wohnungen hatten, ging es den Arbeitern schlecht. In einer Vortragsreihe berichtete Julius Post 1889 über die „Wohnverhältnisse des kleinen Mannes in Hannover und Linden“. Post berichtete über die Elendsverhältnisse in der Altstadt, von den unhygienischen Zuständen, von engen licht- und luftlosen Höfen und von überbelegten Häusern und Wohnungen. Die Verhältnisse in den äußeren neu entstandenen Arbeiterwohnquartieren waren nicht besser. Die noch immer ungepflasterten Straßen bildeten ein „Meer von Schlamm“. Die Häuser waren bis aufs letzte Zipfelchen mit Menschen vollgestopft. Post entdeckte Ein-Raum-Wohnungen, in denen sieben oder acht Personen wohnten. In anderen Häusern ergaben sich Belegungsdichten von fünf- bis sechs Personen. Weiterhin war der bauliche Zustand der untersuchten Häuser miserabel. Post sah bewohnte Pferdeställe, deren Fußböden nur aus festgestampftem Lehm bestanden. Es gab häufig Wohnungen, in denen die Wände so feucht waren, daß keine Tapete halten wollte.

Die Berichte von Julius Post lösten heftige Diskussionen über Lösungsmöglichkeiten der Wohnungsfrage aus. Im Vordergrund stand eine Reform im Wohnungswesen, allerdings ging es vor allem darum die unruhige Arbeiterschaft zu beruhigen. Was man zu erreichen gedachte, drückte Post mit folgenden Worten aus: „ Die Wohnung macht konservativ“ (Buschmann S.347f.).

### 3. Die Lindener

Lindens Arbeiter waren keine einheitliche Masse. Sie stammten aus verschiedenen Gegenden und brachten von



typisches Lindener Arbeiterwohnhaus, erbaut um 1880-1890

dort unterschiedliche Traditionen mit. Von der Gesellschaft ausgegrenzt, der Industrie unterdrückt und in ähnlichen Lebensbedingungen lebend, schufen sie sich allerdings bald eine eigenständige örtliche Arbeiterkultur. Nachdem erste Ansätze zur Bildung politischer und gewerkschaftlicher Organisationen in der nachrevolutionären Phase der 50er und 60er Jahre unterdrückt und verfolgt worden waren, gründeten die Arbeiter in den späten 60ern ihre Parteien und Verbände. Linden wurde besonders durch Ferdinand Lassalles Allgemeinen Deutschen Arbeiter Verein (ADAV) beeinflusst, einem Vorläufer der SPD. Auch das Sozialistengesetz vom Oktober 1878, das die Presse- und Vereinsfreiheit für Sozialdemokraten aufhob, vermochte den wachsenden Einfluß der zunächst noch sehr kleinen Partei nicht zu brechen: 1884 wurde erstmals der Reichswahlkreis Hannover-Linden von einem Sozialdemokraten vertreten und in der Folgezeit gehalten. Während des Sozialistengesetzes entstanden die Arbeitersportvereine, um die politische Arbeit getarnt fortzusetzen, aber auch, weil ein Bedürfnis nach solch einer Tätigkeit entstand, da die bürgerlichen Vereine den Arbeitern den Zutritt verwehrten.

#### 4. HANOMAG

Die Industrialisierung in Linden wurde vor allem angetrieben durch Johann Egestorff mit seinen Steinbrüchen, den Ziegeleien und dem Kalkwerk auf dem Lindener Berg. Durch seinen Sohn Georg erfolgt die wichtigste industrielle Gründung: 1835 entsteht die Eisengießerei und Maschinenfabrik, der weitere Egestorff-Fabriken und andere Betriebe nachfolgen.

Seit 1871 gehört die Egestorffsche Fabrik, die unter Stroussberg einen gewaltigen Aufschwung erlebte, der Aktiengesellschaft HANOMAG. Die HANOMAG geriet gleich in ihrer Anfangszeit in die allgemeine Wirtschaftskrise. Diese wirkte sich vor allem auf den Eisenbahnbau aus. Die Aufträge der Eisenbahnlinienebetreiber blieben aus. Nun rächte es sich, daß Stroussberg den Betrieb ausschließlich auf den Lokomotivbau ausgerichtet hatte. Die Jahresproduktion von 200 Lokomotiven während der Hochkonjunktur sank auf durchschnittlich 30 Maschinen. Die HANOMAG stand 1880/81 zum ersten Mal dicht vor der Pleite. Die inzwischen 3500 Arbeiter der Fabrik mußten die größten Lasten tragen. Rund 2000 Leute wurden in den ersten beiden Krisenjahren entlassen. 1880/81 arbeiteten bei der HANOMAG laut Behördenangaben nur noch 200 Mann, die vor allem mit Ausbesserungs- und Instandsetzungsarbeiten beschäftigt waren und eine erhebliche Kürzung des regulären Lohnes hinnehmen mußten. Ein Teil der entlassenen Arbeiter kam in der Spinnereindustrie unter, allerdings unter erheblich schlechteren Lohnbedingungen. Wer finanziell dazu in der Lage war verließ Linden. Ein großer Teil der Arbeiter und ihrer Familien lebte wegen der Arbeitslosigkeit in existenzbedrohenden Notlagen. Hausrat, Kleidung und sogar Betten mußten verkauft werden, um wenigstens Geld für Lebensmittel zu haben. Die von Georg Egestorff eingerichtete Speiseanstalt in der Hohestraße nahm ihren Betrieb wieder auf um einer drohenden Hungersnot entgegenzuwirken.

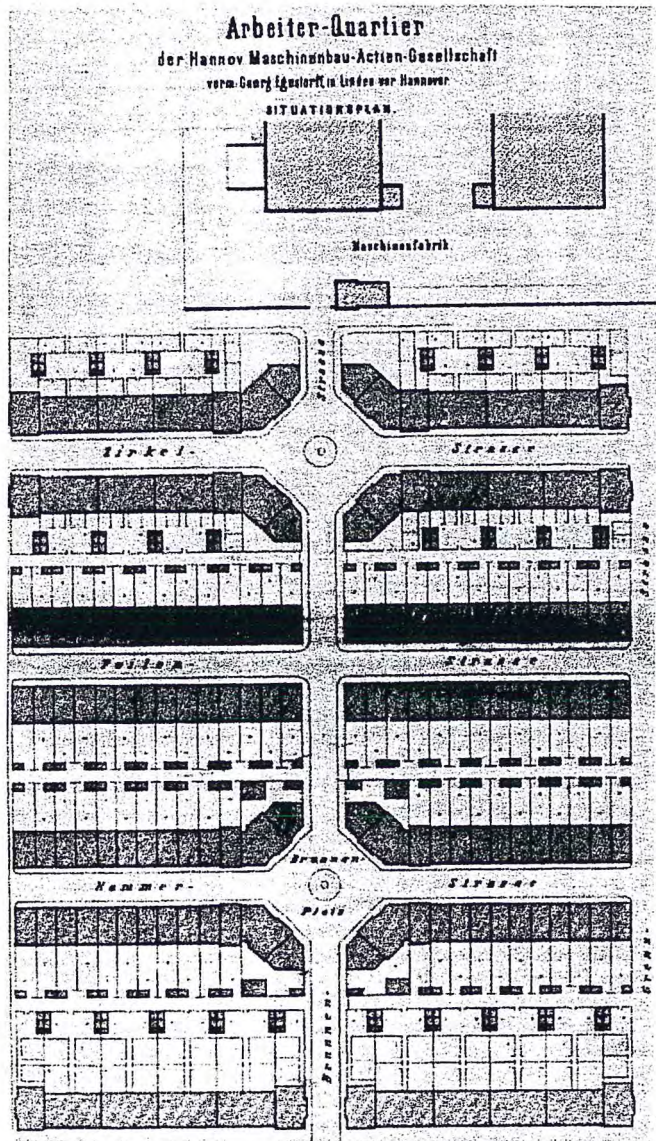
##### 4.1. 1870 Klein-Rumänien

1869/70 lies Stroussberg die Arbeiterkolonie Klein-Rumänien errichten. Der Name Klein-Rumänien stammt aus dem Volksmund und ist wohl vor allem auf die Lokproduktion gerichtet, die zum großen Teil nach Rumänien ging. Dazu kam wohl noch, daß ein großer Teil der

Arbeiter von Stroussberg abgeworben und aus weiter entfernten Gebieten stammte.

Eine Untersuchung der Häuser Feilenstraße Nr. 1-14, die alle im Oktober 1869 erstbezogen wurden, zeigt auf, daß während der ersten 15 Monate des Jahres 1870 im Schnitt 110 Menschen wohnen, durchschnittlich aber 166 verschiedene Personen. Die Differenz entsteht durch die ständig wechselnden Untermieter. Die Hauptmieter sind 14 verheiratete Arbeiter mit 63 Angehörigen. Die meisten stammen aus umliegenden Dörfern und gehören zur Stammarbeiterschaft des Werkes. Die 88 überwiegend unverheirateten Untermieter stammen dagegen zur Mehrzahl aus weit entfernten Gebieten, z.B. aus Pommern oder auch aus Schweden.

Die Siedlung aus 144 Häusern mit 228 Wohnungen war für 2000 Bewohner geplant und für einige Jahre die



größte geschlossene Arbeitersiedlung in Deutschland. In guten Zeiten wie z.B. 1874 war die Siedlung allerdings mit ca. 3000 Menschen belegt. Das bedeutet, daß sich auf 66 qm in 5 Räumen statt durchschnittlich 10 nun 15 Personen zusammendrängten. Nach 1880 sank die Zahl der Bewohner allerdings unter 2000.

Bei der Architektur Klein-Rumäniens achtete man vor allem darauf, daß sich die Siedlung gut kontrollieren ließ: Vom Werkstor aus schaute man direkt in die Brunnenstraße also einmal quer durch die Siedlung, in den Endhäusern der Straßen lebten die Vorarbeiter, und das Mietverhältnis in Klein-Rumänien war an den Arbeitsvertrag gebunden, so daß eine Kündigung der Arbeit stets



den Verlust der Wohnung zur Folge hatte. Der Fabrikant versuchte damit die Bewohner der Werksiedlung dem Einfluß der Arbeiterbewegung zu entziehen. Für den Streikfall war in der Regel schon im Mietkontrakt vorgesorgt; unerlaubtes Fernbleiben von der Arbeit war mit Kündigung der Werkswohnung bedroht. Während des großen Metallarbeiterstreikes im Jahre 1906 ließ die Hanomag-Direktion alle diejenigen Arbeiter entfernen die sich am Streik beteiligt hatten (Schulz S. 26, 27).

**Quellen:**

Bernd Rabe, Linden, Der Charakter eines Arbeiterviertels vor Hannover, Fackelträger  
Wolfgang Voigt, Der Eisenbahnkönig oder Rumänien lag in Linden, Sozialpolitischer Verlag SPV  
Peter Schulz, Nicht die Zeit, um auszuruhen, IGM Hannover  
Walter Buschmann, Linden, Geschichte einer Industriestadt, Verlag August Lax Hildesheim  
Heidi Rosenbaum, Proletarische Familien, suhrkamp taschenbuch wissenschaft

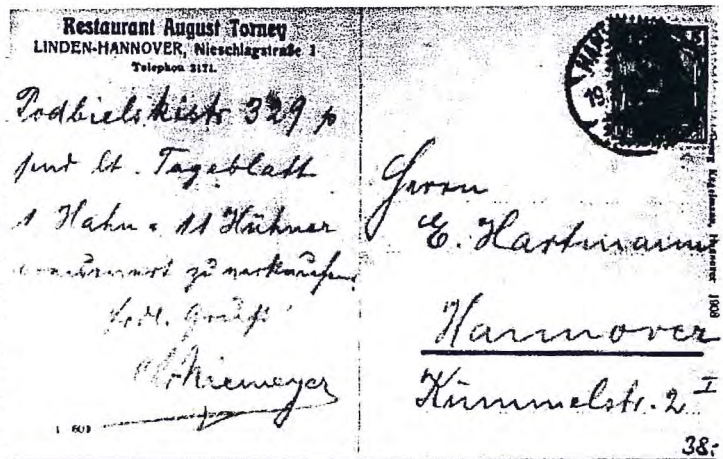
# Hintergründe, Ursprünge, Entstehung

Das folgende Kapitel berichtet von der Entstehung der Beethovenstraße - aber nicht nur das. Wir wollten auch die *Erklärung* dafür finden, daß diese Straße so geworden ist, wie wir sie vorfinden, daß sie hier und nicht anderswo liegt, daß hier immer besondere Leute gelebt haben usw. Und wo es zur schlüssigen Erklärung nicht reicht, da wollten wir doch, durch Erzählung und Anschaulichkeit, eine mehr bildhafte, intuitiv-verstehende Annäherung ermöglichen.

Im vorigen Kapitel ist deutlich geworden, daß die Straße in hohem Maße ein Produkt von *Bewußtsein* ist, von *Ideologie*: es herrschen zwei Geschmacksrichtungen (Historismus und Jugendstil), von denen auf der Ebene des repräsentativen Gesamteindrucks die rückwärtsgewandte den Vorzug erhält, es wird eine Botschaft vom guten Bürgerleben in einem wohlhabenden, kultivierten, Natur und Soziales integrierenden Kommunikations-Raum ebenso propagiert, wie sich selbstbewußt-modernes Unternehmertum und ein vom klassischen Humanismus geprägtes Bild des Menschen aussprechen; der Name kündigt von einem großen Musiker und bemerkenswert freiheitlichen Eigenbrötler, aber mehr noch von einem bürgerlichen Mythos und damit vom Geist des Bürgertums selbst.

Anderes ist durch den Einleitungsbeitrag "Was ist die Beethovenstraße?" vorweggenommen: daß die Straße uralten dörflichen Gemarkungslinien folgt, daß sie Bauernbefreiung und Industrialisierung ebenso zur Voraussetzung hat wie eine bestimmte kommunalpolitische und städtebauliche Problemlage; daß aber auch Eigenheiten, ganz bestimmte Interessen und Ziele von Einzelpersonen, Familien, Bevölkerungsgruppen in Rechnung zu ziehen sind. Linden und die Beethovenstraße sind besonders schöne Beispiele für die "Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen", d. h. dafür, daß in *einem* historischen Augenblick das Fortgeschrittene mit dem scheinbar längst Überlebten zusammentreffen kann.

Einer unserer Zufallsfunde kann das auf unterhaltsame Weise illustrieren: eine Postkarte. Da hat also im Jahre 1909 der uns wohlbekannte junge Niemeyer, Beethovenstraße 8 (vgl. Abb. 6 und 7), in Erinnerung, daß sein Freund Hartmann, vielleicht der frühere Nachbarssohn (vgl. Abb. 1), eine Hühnerschar sucht, und sitzt Zeitung lesend im Restaurant um die Ecke (wo heute das Türkenlädchen ist, in dem die Schüler einkaufen). Sein Urgroßvater schon war erfolgreicher Lindener Fabrikant, sein Vater (vor fünf Jahren gestorben) wie schon dessen Vater maßgeblicher Kommunalpolitiker und anspruchsvoll planender Bauherr, seit



Generationen pflegt die Familie einen großbürgerlichen Lebensstil. Und was tut der wohlhabende Herr in dem einfachen Gasthaus? Er tut genau das, was die Bauern seit je tun: er stiftet einen Handel. In der Podbielskistraße sind "1 Hahn und 11 Hühner preiswert zu verkaufen"!

Im folgenden werden nun die historischen Zusammenhänge direkt und ausführlich thematisiert. Wenn dabei gar nicht immer die Beethovenstraße im Vordergrund steht, so ist aus dem soeben angestellten Überlegungen schon deutlich geworden, warum das auch gar nicht wünschenswert wäre: wer diese Straße verstehen will, muß die historisch gewachsenen sozialen und wirtschaftlichen Besonderheiten Lindens kennen, muß auf dem Hintergrund des hier unglaublich starken Entwicklungsschubs, den die Industrialisierung bedeutete, die städtische Bevölkerungspolitik in Augenschein nehmen, muß aber auch eine Vorstellung von der Verwurzelung der Akteure in ihrem Umfeld, ihrem Herkommen, ihrer Mentalität haben.

Wir beginnen mit dem vor allem mentalitätsgeschichtlich besonders kostbaren Beitrag von Max Heinz Lampe (vgl. vorletzte Abb.), früher Seemann und Journalist, der heute in der Davenstedter Straße in einem Hause wohnt, das auf dem Acker seiner Vorfahren gebaut wurde, und ein großer Ahnenforscher ist. Schon mit dem, was er selbst zu erzählen hat bzw. dem alten Haasemann, der sich an die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts erinnert, nacherzählt, wird neben Atmosphärischem viel davon deutlich, wie die Beziehungen zwischen den Menschen im damaligen Linden trotz aller Modernisierungsschritte denn doch noch waren, wie die Leute sprachen, dachten und miteinander umgingen. Wichtig sind aber auch die auf mündlicher Tradition in Familie und Freundeskreis basierenden persönlichen Einschätzungen, die er vorsichtig äußert. Dabei kann es nicht darum gehen, ob der Person des Beethovenstraßengründers Niemeyer Gerechtigkeit widerfährt - da mag der Blick immer noch parteiisch zugunsten der eigenen

Familie sein. Interessant ist schon die Tatsache der überlieferten Zwistigkeit selbst (vgl. auch die ersten Seiten des Beitrags von Busch und Franke): es zeichnet sich die sozialhistorisch sofort nachvollziehbare Differenz ab zwischen "normalem" Bauern, der zwar schon Land verkauft und in Hausbesitz investiert, an seinem Hof aber noch gehangen hat (vgl. Buschmann), das Unternehmergegeschäft mit knapperen Mitteln und geringerer politischer Durchsetzungskraft betreibt, auf der einen Seite, und dem Ex-Bauern und Fabrikanten, der andere Interessen hatte, innerhalb des Dorfes und der jungen Stadt in einem anderen, einflußreicheren und zukunftsgewisseren Lager stand (vgl. wieder Buschmann), dem ein genuin unternehmerischer Horizont selbstverständlich, Geld aber kein Problem war und der folgerichtig durchsetzte, was dem Nachbar fehlgeschlagen war, auf der anderen Seite. Da mag es ruhig dahingestellt bleiben, ob der eine eher hochtrabend und skrupellos oder der andere eher uneinsichtig und neidisch war.

Der dann folgende Beitrag ergänzt und vertieft die bei Lampe schon angelegten agrargeschichtlichen Aspekte aus Historiker- und Theologensicht, bezieht die adlige Herrschaft und die Kirche, der das besondere Interesse gilt und zu der neue Forschungsthesen aufgestellt werden, mit ein und liefert so einen kurzen, dem Leser Hintergrundwissen vermittelnden Abriß der Dorfgeschichte.

Ergänzend liefern zwei Schüler der 11. Klasse eine Darstellung der Agrarreform des 19. Jahrhunderts, die in mehrerlei Hinsicht zu den unabdingbaren Voraussetzungen gehört, ohne die unserer Straße so nicht entstanden wäre.

Es folgt Olaf Mußmann, Mitglied einer der letzten Wohngemeinschaften in der Beethovenstraße und ausgewiesener Fachhistoriker, der die Besonderheit Lindens unter wirtschafts- und sozialgeschichtlichem Aspekt beschreibt und erklärt. In diesem Beitrag erfahren wir sehr viel - auch viel Neues! - über die Arbeits- und Wohnverhältnisse schon im Linden des 17. und 18. Jahrhunderts, dann über die des Industriezeitalters, wobei es gelingt, auch zum aktuellen "Flair" des heutigen Stadtteils den Bogen zu schlagen. Der Beitrag ist wichtig im Konzert mit den übrigen, weil er strukturelle Hintergründe und Tendenzen bloßlegt, ohne die man leicht im anekdotischen Erzählen, bloßen Beschreiben oder auf Personen fixiert bleibt.

Von den IGS-Kollegen wiederum erfahren wir schließlich - endlich! - wie es vor hundert Jahren mit der Beethovenstraße genau gewesen ist. Viele werden in diesem präzise recherchierten, bestens dokumentierten und überzeugend veranschaulichenden Aufsatz das Herzstück des ganzen Buches erblicken.

Abschließend werden wir in eine Art Kriminalgeschichte hineingezogen. Im Titel muß ein Schuß Ironie mitgelesen werden, denn ob man, streng genommen, mit Bezug auf eine Straße von Vater-, Mutter-, Elternschaften sprechen darf, muß doch bezweifelt werden. Die Ergebnisse sprechen aber für sich - welchen Folgerungen er zustimmt, muß der Leser selbst herausfinden. Die persönlich-erzählende Form wurde gewählt, um etwas von dem Spaß zu vermitteln, den solche Detektivarbeit machen kann. HA



*Heinz Max Lampe*

## *Das Dorf Linden und seine Bewohner*

*(19. u. 20. Jahrhundert)*

Erst 100 Jahre sind vergangen, seit die letzten Höfe im alten Dorf Linden den Arbeiterunterkünften Platz machen mußten. Die Industrialisierung hatte unvorstellbare Ausmaße erreicht.

Wenn man sich um 1800 die Frage vorlegte, in welche Richtung Lindens Entwicklung im 19. Jahrhundert tendieren würde, so hätte man wohl kaum an eine Industrialisierung gedacht - zumal Linden gegenüber anderen Orten erhebliche Standortnachteile hatte. Mit der eigentlich geplanten "Gartenstadt Linden" vor den Toren Hannovers wurde es nichts.

Am Ende des Jahrhunderts entstanden schließlich neben den Arbeitersiedlungen hier und dort am Rande alten Dorfes auch Wohnanlagen für den gehobenen Bedarf, wie z.B. am Lichtenbergplatz und in der Beethovenstraße. Kurz zuvor hatte sich schon der Senator Christian Niemeyer ein aufwendiges Wohnhaus an der

Davenstedter Straße ganz im Stil eines Schlosses - unüblich für Lindener Verhältnisse, zumindest im alten Dorfkern, - errichten lassen.

Sein "Château" Niemeyer" - wie er es nannte - entsprach wohl so ganz seinem Charakter.

Vielleicht trug dieses dazu bei, daß der Hofbesitzer Carl Lampe auf der gegenüberliegenden Seite der Davenstedter Straße, dort, wo heute die Wohnhäuser der Beethovenstraße stehen, seinen Halbmeierhof verließ und nach Hannover in die Warmbüchenstraße in eine Mietwohnung zog. Zu diesem Zeitpunkt besaß Lampe an der Ecke Dieckbornstraße - Davenstedter Straße zwei schöne Backsteinhäuser, wo er gut mit seiner Familie hätte wohnen können. Ich weiß es nicht - aber so könnte es gewesen sein: irgendwie war der gelernte Kürschner und Senator Carl Lampe mit den Vorstellungen des Christian Niemeyer wohl nicht ganz einverstanden!





*aus Heinz Max Lampes persönlichem Besitz: Farbzeichnung des Lampe-Hofes, kurz bevor er der Beethovenstraße weichen mußte. Im Hintergrund eines der erwähnten von Carl Lampe neugebauten Häuser in der Dieckbornstraße, das man heute noch leicht erkennen kann: Bäckerei Göing!*

Carl Lampe war 1837 auf dem Halbmeierhof zur Welt gekommen und starb im Jahr 1904 - ohne jemals - nach dem Wegzug - das elterliche Anwesen wieder betreten zu haben. Er hinterließ Frau und zwei Kinder, Tochter Elisabeth, geb. 1897 und später mit Dr. med. Tietje verheiratet, sowie Sohn Karl, geb. 1899, der Jura studierte und 1978 in Braunschweig als Landessozialgerichtsdirektor verstarb. Sicher hatte Dr. jur. Karl Lampe

anlässlich seiner späteren Besuche in Linden auch Gelegenheit, die Beethovenstraße - das alte Familiengrundstück - zu besuchen. Äußerungen zu den oben angesprochenen Vorgängen sind mir nicht bekannt. Auch seine Nichte, Frau Gertrud Schmid, geb. Tietje, konnte mir dazu nur wenig aus der Familiengeschichte der Lampes erzählen.



*Das Familiengrab Lampe auf dem Lindener Bergfriedhof, das von dem schon in Linden erworbenen Wohlstand ebenso kündigt wie vom bürgerlichen Aufstieg in der nächsten Generation: "Dr. jur. Karl Lampe" ist in die schräg liegende Platte gemeißelt. Sehr interessant: der Vergleich mit dem nicht weit entfernten Grabmahl bzw. der Familiengeschichte Christian Niemeyer: siehe "Auf der Suche nach dem Vater der Beethovenstraße"!*

Haus N.	Name	Grundbesitz		Hofbesitz		Hofgröße	
		M	Ql	q	q	M	Ql
30	Abenfang v. Allen	69	44	28	22	5	✓
26	Gr. v. Pluse	103	33	29	3	10	✓
60	Egestorf f. fulum	194	107	64	8	10	✓
27	Strunmeyer	91	37	30	17	10	✓
40	Kartmann	106	86	30	8	1	✓
28	Lampe J	89	33	26	21	3	✓
69	Nettmann	114	82	34	2	5	✓
39	Meschedag	82	36	27	7	9	✓
67	Plunice	91	28	28	8	8	✓
40	Lampe J D	64	53	19	22	5	✓
29	Niesmeyer	66	56	19	10	5	✓
234	Lange Hüpfen	104	±	17	2		
332	Allen	3	55	8	10		
458	Bajre f. fulum	5	133	18	2		
570	Blume Hüpfen	3	79	7	1		
659	Bon	4	35	4	7	9	
1437	Kartmann	1	95	12	6		

Nach einer Erhebung im Jahr 1821 bestand das alte Dorf Linden aus folgenden 61 Stellen:

1. Die 9 Vollmeierhöfe;
2. 2 Halbmeierhöfe
3. die 23 Köther (Kothöfe)
4. 13 Beibauern
5. die 14 Kirchhöfer

sowie

- dem Pastorenhaus,
- dem Pfarrwitwenhaus,
- dem Küsterhaus und
- dem Schulhaus.

Erwähnt sei auch das adelige Gut mit seinem Brauhofe und allen Gebäuden, welche innerhalb der Mauer belegen sind (das Gartenhaus, die Pförtnerwohnung, die Schmiede, auf dem Brauhofe die 3 Häuser, das Brauhaus, das ehemalige Gerichtshaus, die ehemalige Unterbedienstetenwohnung). Dazu gehören aber noch außerhalb der Mauer: Das große Schäferhaus am Steinberge, das kleine Schäferhaus, das kleine Kalkbrennerhaus und das kleine Haus im Ziegenbocksgang.

Die Hofgrößen im Jahr 1853 - mit Hinweis auf die jährlich zu entrichtende Grundsteuer - dokumentiert das nebenstehend wiedergegebene Aktenstück "Höfe in Linden" (Stadtarchiv Hann. 74, Linden: Nr. 826-828).

In der Dokumentation "Alte Bauernhäuser" in Hannover, herausgegeben vom Historischen Museum am Hohen Ufer im Dezember 1974, wird Linden mit 7 Bauernhäusern genannt, wonach die Hofanlage Struckmeier an der Badenstedter Straße / Ecke Kirchstraße wohl am längsten Bestand hatte. Die Landwirtschaft endete mit dem Verkauf 1911 an die Stadt Linden. Alle anderen Höfe wurden um 1900 oder schon davor aufgegeben und abgebrochen. So war es z.B. der Köthnerstelle Hemme, Davenstedterstraße. 19 - ein Hauptgebäude, Vierständerhaus, Stube im vorne gelegenen früheren Wirtschaftsteil eingebaut, doch keine straßenseitigen Fenster, weil vom Bauamt untersagt - ergangen: Die Landwirtschaft wurde um 1880 aufgegeben.

Nun aber zurück zum Umfeld der um 1898/99 angelegten Beethovenstraße. Allein schon der Name "Beethoven" verlangt nach einer Erklärung. Straßenbezeichnungen in Linden haben oft einen Bezug auf alteingesessene Familien, wie z.B. Nieschlag, Niemeyer, Lampe, Stephanus, Röttger, Struckmeier, und noch andere im alten Dorf Linden ansässigen Bürger - aber wo bleibt ein Bezug auf Beethoven? Christian Niemeyer beabsichtigte mit dem berühmten Namen "Beethoven" wohl etwas Besonderes, zu seinem gegenüberliegenden "Château" Passendes!

Beide Lindener Familien, Niemeyer wie Lampe, haben im alten Dorf eine alte Tradition. So heirateten Töchter der Familie Lampe einen Niemeyer - und auch umgekehrt.<sup>1</sup> Die Familie des Senators Carl Lampe, die zum "Mittleren" (Lindener Halbmeier-) Zweig gehört, führt auf Johann Dietrich Ebeling, getauft in Linden am 11. August 1737, zurück. Er übernahm den väterlichen Hof von Cord Hinrich Lampe nach dessen Tod am 3. Mai 1769. Verheiratet war Cord Hinrich mit Marie Hedwig Struß, Tochter des Halbmeiers Heinrich Struß; die Mutter war eine geborene Baxmann. Übrigens übernahm Cord Hinrich den Hof von 36 Morgen von seinem Schwiegervater Struß. Eines der Geschwister des Cord Hinrich war Johann Jürgen Lampe, der als Gründer des ältesten (Lindener Vollmeier-) Zweig genannt wird. Dieser erwarb den Vollmeierhof vom Magistrat der Stadt Hannover. Er heiratete 1761 Ilse Elisabeth Tatge (Thatjen) aus Pohle, KB Lauenau, Kreis. Springe. Um diese Zeit dürfte wohl auch der Kaufvertrag des erworbenen Vollmeierhofes stammen. Die Hofanlage, die bis Anfang des Jahres 1900 bestand, umfaßte die heutigen Grundstücke an der Badenstedter Straße 19 bis 23 (heute gegenüber der Gaststätte Rackebrandt).

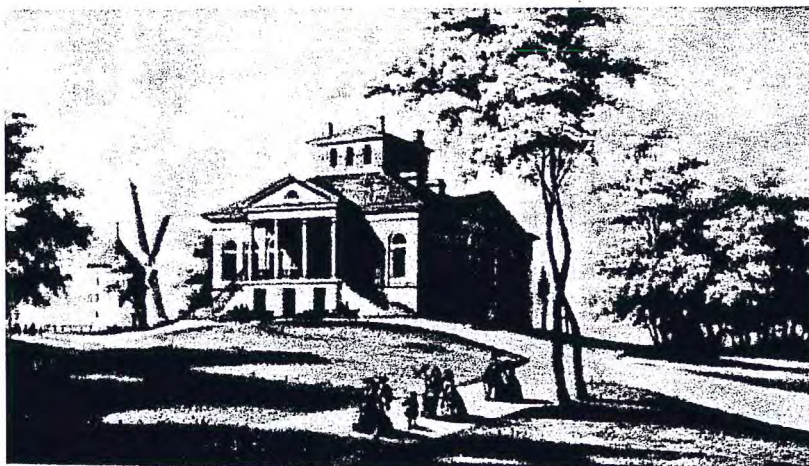
Anschließend am Vollmeierhof Lampe befand sich bis 1911 der Hof Struckmeier (gegenüber der heutigen Ihmeschule - vgl. Abb. 4).

So manche Geschichten könnte man aus der alten St. Martinskirche erzählen. So z.B. ging es oft um die

angestammten Kirchenstühle. Um einen solchen Streit um den Platz zu vermeiden, hatte man den Kirchenraum in sogenannte Quartiere eingeteilt, denn auch Lindens umliegende Dörfer wie Ricklingen, Badenstedt, Davenstedt und Bornum wurden von St. Martin in der Mitte des 17. Jahrhunderts betreut. Auch Männer und Frauen waren voneinander getrennt. Mit dieser Einteilung hatte man ganz ungewollt dem Teufel ein Pförtlein aufgetan. Denn wer in der großen Gemeinde einem anderen nicht recht grün war, hier in der Kirche mußte er seinen Feind zu finden. Hier konnte man seinen Groll loswerden, saftige Rache nehmen und aus lauter Bosheit und Lust am Ärgern sich auf fremde Stühle setzen. So geschah es einmal, daß die Lindener Jasper und Cordt Strues und Hans Lutter während des Gottesdienstes in das Quartier der Ricklinger eindringen und mit derben Fäusten auf sie einhieben. Erst der Geistliche - laut drohend - versuchte der Auseinandersetzung Einhalt zu gebieten, um danach den Gottesdienst fortzusetzen.

Daß aber solch ein Streit um einen Kirchenstuhl auch einmal zu einem langjährigen Prozeß ausarten konnte, mußte die hohe Obrigkeit der Stadt Hannover erleben. Am 30. Mai 1644 hatte sich die Frau des Schusters W. in die Kirche St. Georgi und St. Jacobi (heute Marktkirche) begeben - und sich in "ihren" Stuhl gesetzt. Der Gottesdienst hatte bereits begonnen, als die Frau des Krämers L. - gleich mit einem Gesellen und zwei Lehrlingen - in die Kirche kam, vor der Frau W. stehenblieb und sie anschrie: "Rut da, dat 's mien Staul!" Was aus dieser Auseinandersetzung zu befürchten war, endete nach fast 13 Jahren - vor dem kaiserlichen Kammergericht in Speyer. Über Urteil und Ausgang des Prozesses schweigen die Akten.

In den 30er Jahren berichtete ein alter Lindener über das bäuerliche Leben und das seiner Vorfahren. Ich nahm die Erlebnisse zum Anlaß, diese Geschichte nachzuerzählen. Sie wurde übrigens im Hannoverschen Wochenblatt veröffentlicht:



*Das Gasthaus auf dem Lindener Berge - vgl. die folgenden Erzählungen!*

<sup>1</sup> Heinrich Lampe, geboren 1778, gestorben 1859, Hoftrompeter, verheiratet Linden 1815 mit Wilhelmine Niemeyer, geboren 1796, gestorben 1872, Tochter von Christian Niemeyer, Branntweinbrenner. Kind Nr. 3: Emilie Lampe, geboren 1829, verheiratet 1858 mit Heinrich Niemeyer, geboren 1815, gestorben 1890, Sohn des Christian Niemeyer, Branntweinbrenner.

## Jugenderinnerungen eines alten Lindeners

[J. Heinrich Haasemann]

[aufgeschrieben im Alter von ca. 80-82 Jahren ca. 1936-38]

nacherzählt von H. M Lampe

Von Zeit zu Zeit erfaßt mich das verlangen, einen Spaziergang nach meiner Vaterstadt Linden zu machen, um mich in die vergangene Zeit zu versetzen, namentlich jene der Kinderjahre, die nun schon über 60 Jahre zurückliegt. Zunächst gilt mein Besuch dem Kirchhof, der die altehrwürdige Martinskirche mit dem schönen Turm, der erst kurz vor meiner Zeit errichtet ist (1855), umschließt. Hier befindet sich die Grabstätte meiner Vorfahren und mancher Alt-Lindener Familien. Hier ist auch die Grabstätte der Familie Egestorff. Häufig lenke ich meine Schritte nach dem in meiner Kindheit so viel besuchten Lindener Berg. Auch hier ist im Wandel der Zeit vieles anders geworden. Der Lindener Berg war früher ein Lieblingsausflugsort der Hannoveraner, aber auch der Lindener Jungens. Das schöne Berghaus, erbaut von Georg Egestorff, war ein fester Bau mit großer Doppel-Freitrepppe, die zu den Gastzimmern und einem schönem großen Saal führte. Unter der großen Treppe war der Eingang zum Erdgeschoß, wo der sogenannte Bierkeller mit Ausschank des "Brande u. Meyerschen" Bieres befand. Dann führte eine Treppe nach oben zur Fernsicht - ein großer heller Raum, nach allen Seiten mit Fenstern aus bunten Glas versehen. Von hier hatte man einen herrlichen Rundblick über Hannover und dessen schöner Umgebung. Bei klarem Wetter konnte man auch das Steinhuder Meer deutlich sehen.

Vorn und zur Seite des Lindener Berges lagen die ausgedienten alten Steinbrüche in großer Ausdehnung, die mit kurzem, grünem Rasen bewachsen waren. Interessant war die große an der von Altenschen Parkmauer bis zum Bornumer Weg sich hinziehende Rasenfläche. Hier wurde in früheren Zeiten das Lindener Schützenfest abgehalten, das auch gern von der königlichen Familie besucht wurde.

In diesem mit Hügeln versehenen Gelände war für uns Jungen und die Besucher des Lindener Berges ein Eldorado für Ballschlagen, Wettläufe und Spiele wie geschaffen. Auch verstand es der derzeitige Berghauswirt Rudolf Postler, neben Konzerten allerhand Belustigungen für die Jugend zu veranstalten, als Ponyreiten, Sacklaufen, Siruplecken und dergleichen Sachen mehr. Wir bekamen als Jungens von unseren Eltern 2-3 Groschen (20 - 30 Pfennige), wofür wir "mitmachen" konnten; auch war mitunter ein Glas Milch dabei über.

Die alte Mühle auf dem Lindener Berg ist zwar heute noch vorhanden, aber sie steht still. Derzeit drehte sie ihre Flügel lustig im Wind, denn der alte Müller Neddermeyer hatte stets gut zu tun.

In den Kriegsjahren 1870/71 wurden bei den großen Siegen und besonderen Anlässen, Napoleons Gefangennahme, Kapitulation von Metz, Straßburg und Paris, auf den Hügeln große Holzstöße abgebrannt, die weit

sichtbar waren, wobei wir Jungens nicht fehlen durften. Heute hat der Berg ein ganz anderes Aussehen bekommen. Die schönen großen Pappelalleen, die nach zwei Seiten hinunterführten, sind durch Stürme und Unwetter vernichtet worden, und die letzten Pappeln wurden gefällt. Ein Berghaus ist zwar später zu Wirtschaftszwecken wieder gebaut worden, ist aber wieder eingegangen; es dient heute Erziehungszwecken. Der Lindener Berg bleibt immer noch ein schöner Spaziergang für den Hannoveraner und Lindener.

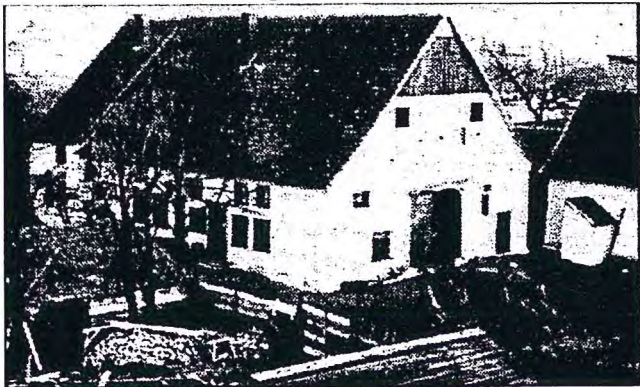
Beim Abwärtsschreiten von der Höhe des Lindener Berges suchen meine Augen nach einem kleinen, alten, historischen Häuschen, in dem der alte "Kalkjohann" gewohnt hat. [...] Dann lenke ich meine Schritte nach dem von Altenschen Gutshof, der von altersher bekannt und große Bedeutung auch für Hannover gehabt hat, befand sich hier doch vor alten Zeiten die Gerichtsstätte. Es ist mir noch bekannt, daß vor dem alten Toreingang, der jetzt noch vorhanden ist, ein alter verwitterter Pfahl mit kleinen Kettenstümpfen stand, der früher als Schandpfahl seine Dienste geleistet hat.

Jetzt bin ich im alten Linden angelangt, das einst an der Stelle der jetzigen Davenstedter Straße, bestehend aus sieben Bauernhöfen, die in meiner Jugendzeit noch existierten, bestand. Der größte davon war der dem sogenannten Klewergarten gegenüber rechts gelegene Hof von Niemeyer, mit großer Brennerei, bekannt durch den "Chateau Niemeyer". Diesem Hof gegenüber lagen der Reihe nach die Höfe von Nieschlag, Halbmeier Lampe, Hartmann und Haasemann nach der Kirche zu Vollmeierhöfe Lampe und Struckmeyer; und an der unteren Falkenstraße die Höfe Hemme, später Schmidt, sowie einige Anbauern, Blumenhagen, Röttger usw.



Linden Ende des 19. Jahrhunderts: Davenstedter Straße Richtung stadteinwärts - ganz hinten ist wohl die Einmündung in den Marktplatz zu denken.

Bekannt dürfte sein, daß auf dem Haasemannschen Hof an der Ecke Dieckbornstraße die alte Schafmeisterei war, wo in früherer Zeit vor der Verkoppelung Schafmilch zum Trinken abgegeben wurde, so daß der Hannoveraner gern seine Schritte dorthin lenkte, um diesen gesunden Trunk sich nicht entgehen zu lassen. Auch die königliche Familie war hier gern zu Gast; ferner wurde seinerzeit eine Erfindung meines Großvaters, der sogenannte Sahneschichtkäse, von Schafmilch hergestellt und als Delikatesse an den königlichen Hof geliefert.



*Der Haasemannsche Hof*

Nach allen Seiten um diese Gehöfte herum entstanden neue Straßen, so daß die wachsende Stadt Linden immer mehr in Erscheinung trat. Dazu wurden neue, große Fabriken gebaut, so daß das Jahrhunderte alte Dorf Linden immer mehr verschwand. Die spätere Stadtverwaltung Linden ehrte die alten ehemaligen Hofinhaber und Familien dadurch, daß sie neu angelegte Straßen, die teils auf ihren Gelände lagen oder zu denselben führten, nach deren Namen benannte, um Erinnerungen an das alte Dorf Linden der Nachwelt zu erhalten.

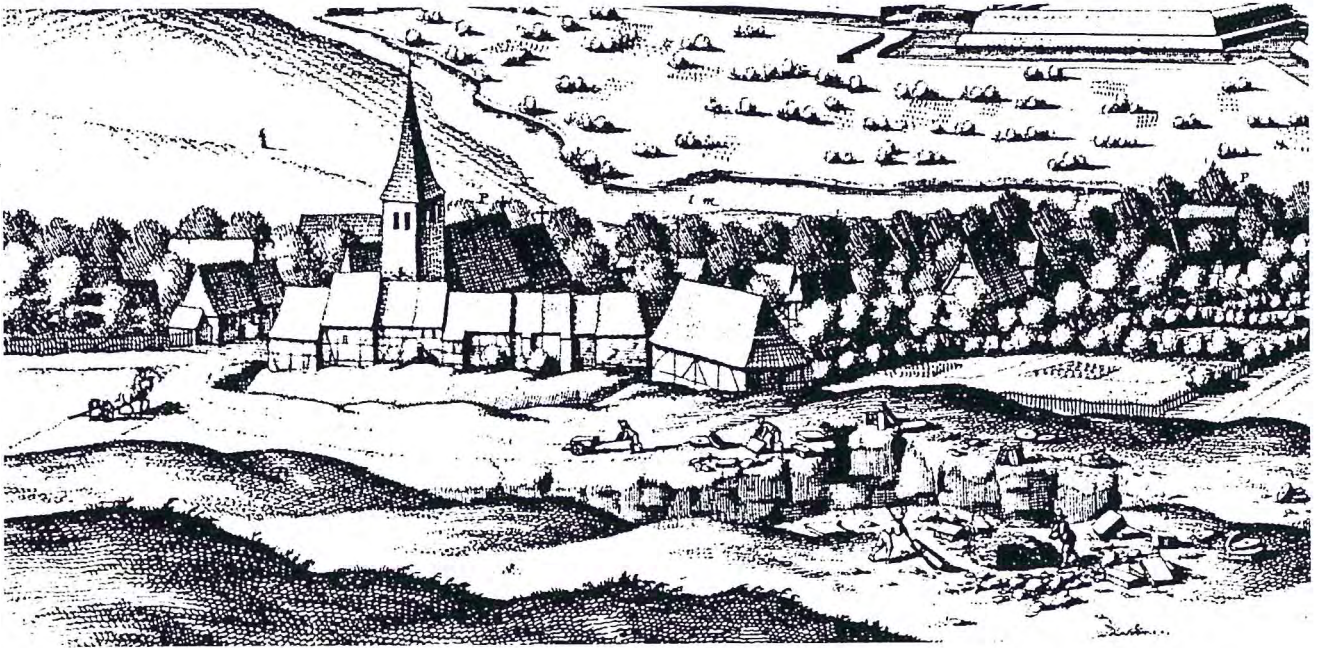
Unser Lindener Original hieß Weikopf und hatte den Beinamen "Gantenbieter". Diese Bezeichnung soll er sich errungen haben in jungen Jahren gelegentlich einer Wette. Weikopf hatte ein vorzügliches Gebiß, und war sehr stark. Die Wette bestand darin, einem lebenden Gänserich den Hals durchzubeißen. Dieser Wette ist er gerecht geworden und hat sie gewonnen. Später, als er sich dem Trunk ergeben hatte, ging er stets unrasiert und ungewaschen mit einem alten Soldatenmantel

bekleidet und einem krummen Stock umher. Wenn er sich dann in trunkenem Zustand auf der Straße blicken ließ, so war die Jugend hinter ihm mit dem Rufen "Gantenbieter". Weikopf als geborener Lindener vom alten Schlag, war bei den Altlindener Hofbesitzern wohlgekommen, da er früher als Gelegenheitsarbeiter zu gebrauchen war. Später hatte ihn der Suff zum Unikum eigenster Art heruntergebracht. Er genoß überall Gastrecht; bekam Mittagbrot der Reihe nach bei den alten Hofbesitzern. Zu meinen Eltern kam er Freitags in der Woche bestimmt; er mußte sich dann auf dem Hof durch Klopfen melden, dann wurde im Haus auf dem Flur sein Mittagbrot hingestellt, denn in die Küche durfte er nicht kommen. Als wir 1866 preußisch wurden, fragte ihn mein Vater gelegentlich: "Weikopf, wie gefällt es deck denn jetzt, wo wir preußisch eworen sind?" - "Koarl, dat will ich deck seggen, eigentlich ganz gaut!" - "Na wieso denn?" - "Ja Koarl, weiß du, wenn ick freuer einen öbern Dost edrunken harre, dann brochten se meck mit der Kare naen Bracken, aber jetze were eck mit der Droschke nah Hus efeuert!" Weikopf mußte, da er dem Trunke zu sehr ergeben war, mit einem Trunkenbold Toelke, genannt Büdelwost, das Armenhaus zeitweise verlassen und so wurde ihnen ein anderer Aufenthalt am Lindener Berg in einem früheren Steinbrucharbeiterhause (Hühnerwiehem genannt) angewiesen. Hier hausten die beiden friedlich nebeneinander. Als der Winter herankam, wurde es sehr kalt da draußen, so daß der Gemeindevorsteher Johann Egestorff dem Gemeindediener den Bescheid gab, in der "Villa" von Weikopf und Toelke Umschau zu halten und dieselben wieder ins Armenhaus zurückzubringen, das Ergebnis war, daß Toelke tot im Stroh aufgefunden wurde. Weikopf sich aber sträubte, sein Wohnlager aufzugeben. Der Gemeindediener meldete den Vorfall, und nun beschloß Vorsteher Egestorff selbst mitzugehen, um mehr zu erreichen. Egestorff forderte Weikopf auf, er solle es besser haben, eine warme Stube, ein warmes Essen und Trinken. Dabei klopfte er mit seinem Stock an die Tür. Den Stock mußte er wegen seines kranken Beines immer bei sich haben. Alles Zureden half nichts, bis Weikopf ärgerlich wurde und dem Vorsteher zurief: "Du olle Pluckfaut<sup>2</sup>, glöpst du, dat eck bi düsser Külle tockeln schall? Ne ick blive hier".



*Leider gibt es von Gantenbieter und Büdelwost keine Fotos- aber so könnten sie ausgesehen haben: Gemeindevorsteher und Nachtwächter in Hannover - Historisches Museum*

<sup>2</sup> Hinkfuß: Der Sohn des Lindener Industrie Gründers Egestorff. Bruder von dessen Nachfolger Georg. war körperbehindert.



*Das alte Dorf Linden nach dem Merian-Stich von 1640*

*Hartmut Freimann*

## *Linden als Bauerndorf*

### **Das Gericht**

Der Ortsname "Linden" weist auf eine alte Gerichtsstätte hin, weil Linden ja gleichzeitig häufig den Ort der Rechtsprechung markieren (Gerichtslinde). Hier sollte dieser Ort, nach Zimmermann, nahe am Ihmeufer gelegen haben unter den dort stehenden Linden (Zimmermann, S. 11). Bestätigt wird die Gerichtsstätte Linden durch die älteste bekannte Urkunde, die "in loco Linden" ausgestellt wurde. Damit ist der Gerichtssitz Linden gemeint. Gleichzeitig kann man daraus schließen, daß die Gerichtsbarkeit hier sehr alt war. Anzunehmen ist, daß der ursprüngliche Edelhof (später Wirtschaftshof des v. Platenschen Schlosses), der auf dem Gebiet der heutigen IGS Linden, Sek.I, lag, bereits in germanischer Zeit von einem Gaugrafen bewohnt und bewirtschaftet worden war. Dieser Gaugraf übte gleichzeitig die Gerichtsbarkeit aus. Ob es die hohe (Hals-) Gerichtsbarkeit war, oder nur die niedrige, läßt sich nicht eindeutig belegen, wohl aber mit relativ hoher Sicherheit vermuten. So wird in der ältesten Urkunde als Gerichtsherr Graf Wedekind oder Widukind von Schwalenberg angeführt, den Vorsitz bei Gericht übt aber der Sachsenherzog Lothar von Süplingenburg, der spätere Kaiser Lothar III. aus. Die Anwesenheit dieser Autoritätsperson läßt vermuten, daß zum Zeitpunkt der Abfassung der Urkunde (1115 - 1119) in Linden die hohe Gerichtsbarkeit vollzogen wurde, während später die hohe Gerichtsbarkeit in die Hände der Gebietsherren, der Welfen, überging. Die Familie von Alten als spätere Zehntinhaber und Gerichtslehen übten

dann nur noch die niedere Gerichtsbarkeit aus, bis die Verwaltungsreform vom 1852 das adlige Gericht Linden vollständig auflöste (Zimmermann S. 12).

### **Die Lindener Kirche**

Nach seiner Eroberung des Sachsenlandes ließ Karl der Große die eroberten Gebiete aufteilen. Die Aufteilung selber geschah wesentlich so, daß er für die Kirche das neu erworbene Gebiet in

Erzdiözesen, Diözesen und Archidiakonate (als Unterbezirke) gliederte. Die für die Bevölkerung wichtigen Kirchen waren die Archidiakonatskirchen in denen die Taufen vollzogen wurden. So gab es (in der Zeit der Missionierung Sachsens) in diesen Kirchen noch Einrichtungen für Erwachsenentaufen, tiefe Taufbecken (Baptisterien), die ein völliges Untertauchen der Erwachsenen ermöglichten.

Parallel dazu entstanden an den adligen Höfen Eigenkirchen (Kapellen) mit dem Ziel, sich den beschwerlichen Gang zur Archidiakonatskirche zu ersparen, zu der man sehr lange Wegstrecken zurücklegen mußte (so lag z.B. die Archidiakonatskirche für Linden in Pattensen).

Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß die Lindener Kirche zunächst eine Eigenkirche war, die den Edelherren und seiner Familie als Gotteshaus diente.

Umgekehrt hatte er dann auch für den Geistlichen zu sorgen, der die Dienste in seiner Kirche wahrnahm. Der Schluß, daß auch zum Lindener Edelhof eine Eigenkirche

gehörte, legt sich nahe, weil der Edelfhof und die Kirche räumlich eng beieinander lagen.

Ein weiteres Indiz dafür, daß die ursprüngliche Kirche eine Eigenkirche war, drängt sich auf, weil die Lindener Kirche zu einer Patronatskirche wurde: 1140 zieht Papst Cratian das Eigenkirchenwesen auf und setzt als neue Rechtsform das Patronat an diese Stelle (U. Stutz, Die Eigenkirche als Element des mittelalterlich-germanischen Kirchenrechts, Darmstadt 1955, S. 83).

Dementsprechend wird die Lindener Kirche zu einer Patronatskirche, die auch entsprechend neu organisiert werden mußte. Die Neuorganisation der Eigenkirchen, die auch eine Umstrukturierung zur Gemeindekirche nach sich zog, geschah nicht ad hoc. Sie war verbunden mit Gemeindegründungen, Organisation eines Predigers und Regelung seiner Versorgung. Dies nahmen die jeweiligen Patrone wahr. Sie hatten z.T. bis ins 20. Jh. noch das Präsentationsrecht, wenn ein neuer Pfarrer eingesetzt werden sollte, d.h. sie trafen die Personalentscheidung allein bzw. waren daran aktiv beteiligt.

Für Linden ist eine solche Umstrukturierung gegen Ende des 13. Jh. feststellbar.

Wahrscheinlich geschah diese Umstrukturierung auf Wunsch der Familie von Alten, die die Verantwortung für den Unterhalt eines Predigers abstoßen wollten. Diese Vermutung stützt sich darauf, daß die Familie von Alten in der Urkunde vom 24. 5. 1285 nicht als Patrone erwähnt werden, dafür aber Graf Gerhard von Hallermund und Graf Johann von Roden. Die Familie von Alten war aber (nach Zimmermann, S. 11) bereits seit 1280 in Linden ansässig und hatten hier den Zehnten und die Gerichtshoheit inne.

1285 überträgt Graf Gerhard von Hallermund, der sich mit Graf Johann von Roden in der Ausübung der Patronatsrechte abwechselte, die Lindener Kirche dem Geistlichen Rabode von Herboldesen. 1328 treten beide dann das Pastorat an das Augustinerinnenkloster Marienwerder ab. Die Kirchengemeinde selber umfaßte damals Linden, aber auch die Ortschaften Ricklingen, Bornum und Badenstedt, die dann auch für die Versorgung des Geistlichen aufkamen. Diese Gemeindebildung vollzog sich gleichfalls gegen Ende des 13. Jahrhunderts (1274?) Quelle: 13 ff). Am 30.3.1330 bestätigt Papst Johann das Pastorat des Klosters Marienwerder, und in der Urkunde vom 1. Mai 1333 legt der Konvent des Klosters detailliert die Verwendung der Einkünfte der Lindener Kirche fest (Festschrift, S. 151).

In dieser Urkunde wird zum 1. Mal der Sonntag nach St. Martin (neben dem Tag St. Augustin und dem Sonntag nach der Heiligung Mariä) besonders hervorgehoben als herausragende Festtage für die Lindener Kirche. Da es üblich war, eine Kirche nach einem Heiligen zu benennen, wird die Kirche sicherlich nach einem dieser drei Heiligen benannt worden sein, aber darüber gibt es keine gesicherte Überlieferung. Erst seit 1881 trägt die Kirche offiziell den Namen des Schutzheiligen St. Martin. Das Kirchengebäude selber war ein einfaches spitzgiebiges Haupthaus, an das man (wahrscheinlich bei der Umstrukturierung als Gemeindekirche) einen (im Stile des Haupthauses jedoch etwas kleiner ausgeführten) Chor anbaute, wahrscheinlich auch, um das Kirchenschiff für die neu entstandene Gemeinde geräumiger zu gestalten. Wann der Turm ausgebaut wurde, ist aus den Unterlagen nicht zu ersehen. Dies geschah jedoch mit Sicherheit vor 1483, denn da erhielt die Lindener Kirche ihre erste Glocke (gegossen 1483) (die ursprüngliche Dorfkirche ist abgebildet in Redekers Chronik, S. 859).

1727 wird die alte Kirche abgebrochen und am 4. Juli 1727 wird der Grundstein für eine neue Kirche gelegt. Am 27.7.1855 erhält diese Kirche einen neuen Turm.

Am 22.9.1943 wird das Gotteshaus durch eine Luftmine zerstört. Am 4. Advent 1957 wurde schließlich die heutige Kirche durch den Landesbischof Lohse eingeweiht. (Festschrift, S. 15 ff) (Als Beispiel für eine "Eigenkirche", die nie zur Gemeindekirche wurde, kann die "Edelhofkapelle" des Ricklinger Edelhofes angesehen werden.

### *Der adelige Hof*

Die sehr alte Gerichtsbarkeit war immer auch an einen Hof und damit an einen Adligen gebunden. Waren es zunächst namenlose Gaugrafen, so kann man aufgrund der ältesten Lindener Urkunde den Grafen Wedekind oder Widukind als Gerichtsherren - und Hofbesitzer - namentlich festhalten. Ab 1280 übernimmt die Familie von Alten bis 1688 die Gerichtsherrschaft und den Zehnten in Linden. Sie sind damit auch als Bewirtschafter des adeligen Hofes anzusehen.

Allerdings ist es wahrscheinlich, daß der adelige Hof veräußert worden war durch Graf Gerhard von Hallermund, der 1285 als Mitpatron der Lindener Kirche auftritt. Graf Johann von Roden, der 2. Patron, scheint weniger als Vorgänger der Familie von Alten wahrscheinlich, weil er selber um Hannover herum umfassenden Landbesitz hatte. Es ist eher plausibel, daß er die Dörfer Ricklingen, Bornum und Badenstedt aus seinem Besitz einbrachte, um die Anstellung eines Pfarrers durch Naturalabgaben aus seinen Dörfern zu sichern. Daß der Graf Roden hier Gebietsherr war, ist darum plausibel, weil Brune von Alten 1280 2 Hufen bei Godshorn, die Vogtei zu Linden und die hannoversche Stapelmühle von den Grafen von Roden "zu Lehen erhielt". Gegenüber den Grafen von Roden standen die von Alten also in einem Lehnverhältnis. Die Grafen von Roden führten darüber hinaus, nach Zimmermann, das Lehnregister (vgl. S. 24).

Als weitere Gebietsherren treten hier auch die Grafen von Schaumburg auf (vgl. Zimmermann, S. 24). Hier ist eine verwandtschaftliche Beziehung zu den Grafen von Roden zu vermuten. Plausibel scheint aber auch, daß die Grafen von Schaumburg als Gebietsherren den Einfluß des sich ausbreitenden Welfenbesitzes dämpfen sollten. Der Bereich Linden lag jedoch immer außerhalb der Grafschaft Schaumburg. Dennoch verlehnten die Grafen von Schaumburg den Zehnten und die Gerichtsbarkeit in Linden an die Familien von Alten (Zimmermann, S. 24). Die anderen Gebietsherren, die Welfenherzöge, bestritten dieses Lehen, es wurde aber 1595 in einem Rezeß wesentlich bestätigt (Zimmermann, S. 24). Damit waren die von Alten im Besitz des Zehnten und der Gerichtsbarkeit über Linden - allerdings nur als Lehen.

### *Die Reichsgrafen Platen-Hallermund*

Etwa um 1645 verkauften die von Alten mehrere Höfe an den in Hannover residierenden Herzog Christian Ludwig, der auf diesem Gelände seinen Küchengarten und einen Jägerhof anlegen ließ. 1688 wurden 219,1/4 Morgen aus dem Besitz der Familie von Alten (und der adlige Hof) unter dem Vorbehalt des

Wiederkaufrechts von Graf Quirin von Alten dem Oberhofmarschall Franz Ernst von Platen überlassen. Damit wurden für 128 Jahre (bis 1816) die Reichsgrafen von Platen-Hallermund die Herren von Linden. Franz Ernst von Platen, der bald Reichsgraf wurde (während sein Fürst in Hannover zum Kurfürsten avancierte),

kaufte noch mehrere Höfe dazu und legte hier einen 77 Hektar großen Barockgarten an.

Nicht allein der Titel "Reichsgraf" zeigte die besondere Stellung von Platen gegenüber seinem Fürsten an. ("Reichsgraf" bedeutete, daß von Platen letztlich nur dem Kaiser unterstand). Auch die barocke Hof- und Gartenanlage zeigte, daß von Platen in gewisser Weise sich als Konkurrent seines Fürsten verstand, denn die barocke Schloß- und Gartenanlage hatte die Schloß- und Gartenanlage in Herrenhausen zum Vorbild. Während Zimmermann (S. 24f.) nur Vermutungen über den Erbauer und Gestalter von Schloß und Garten anstellt, stellt Panning in seinem Aufsatz (Die Barocke Gartenanlage des Guts Böhme, Nieders. Jahrbuch für Landesgeschichte, Aug. 1996, S. 233) klar heraus, daß es sich beim Schloß- und Gartenarchitekten um Barchmann gehandelt haben muß. Hier in Linden errichtete sich von Platen ein Landgut, das ihm gleichzeitig als Sommerresidenz dienen sollte. Sein Herrenhaus wurde in seiner Pracht immer wieder gerühmt, denn es übertraf Herrenhausen weit. Im Jahre 1702 muß dann das Schloß fertiggestellt worden sein. Für die Gestaltung war dabei Rene Dahuron mitverantwortlich. Dahuron wirkte bis 1700, danach wurde seine Gartengestaltung von Barchmann fortgesetzt. Barchmann griff dabei auf seine Erfahrungen, die es während einer Frankreichreise gewonnen hatte, zurück. (Näheres hierzu: H. Rettich: Die Geschichte des Von-Alten-Gartens in Hannover-Linden, Diplomarbeit am Institut für Grünplanung und Gartenarchitektur der Universität Hannover, 1988 (unveröffentlicht). 1780 wurde der Garten in einen Landschaftspark im englischen Gartenstil der romantischen Naturlandschaft umgewandelt. 1816 erhielten die von Alten ihren Besitz nach einem langwierigen Prozeß zurück. In der Folgezeit wurde der Garten Stück für Stück verkleinert, weil die Stadt Linden Bebauungsraum brauchte. Ein Rest des Parks ist heute eingezäunt und damit unzugänglich für die Öffentlichkeit.

Das Schloß selber hatte den adligen Hof zu seinem Wirtschaftshof umfunktioniert. Der Besitz war durch eine hohe Mauer gesichert, deren Reste heute noch am Deisterkreisel zu sehen sind. Der Westschnellweg und andere Straßenführungen zerschnitten den Besitz fast bis zur Unkenntlichkeit. Das Schloß fiel im Frühjahr 1945 den Bomben zum Opfer. Als Reste sind einige Schmucksteine in der heutigen Parkanlage wiederzufinden, sowie

die Deckengemälde, die rechtzeitig abgenommen, heute im Historischen Museum zu bewundern sind.

Zu erwähnen wären vielleicht noch die Reste des "Hunde-Lochs", wie der Volksmund das Gefängnis des Adelsgerichtes nannte. Sie liegen auf dem Wege zur Martinskirche (Zimmermann, S. 26 f).

### *Das alte Dorf Linden*

Der Grund für die Ansiedlung der Bauern in Linden kann mit dem adligen Hof zusammengelegen haben, wie sich aus dem Zehnten ergibt, den Familie von Alten innehatte. Einen ebenso wichtigen Grund wird der Dykborn (Teichbrunnen) gespielt haben, der bereits 1423 erwähnt wird. Nach dieser starken Quelle ist heute die Diekbornstraße benannt. Das Zehntverhältnis mag auf die Zeit nach Karl dem Großen zurückgehen, als sich die Bauern freiwillig den Adligen unterordneten, um den drohenden Kriegslasten zu entgehen.

Von den einzelnen Höfen wird bis zu Beginn des 17. Jh. wenig erwähnt. So gibt es, nach Zimmermann, um 1600 in Linden sechs Meierhöfe, fünf Halbspännerhöfe und 29 Kötnerstellen. (Zimmermann, S. 12). Nach dem 30-jährigen Krieg gibt es (nach Pastor Vietken) noch 60 Feuerstellen in Linden, "die meisten aber sein gar klein und elende, daß kaum ein paar Leute sich darin aufhalten können..." (Festschrift, S. 32).

Die Festschrift erwähnt, neben dem Pastor Vietken (1683) nur Nietzen Hof, der Naturalien an den Pastor liefert. "Die Einwohner zu Linden geben darzu nichts." (Festschrift S. 32).

### *Quellenangaben*

Festschrift: 700 Jahre Kirche in Linden, Ev.-Luth. Kirchengemeinde St. Martin, Hannover-Linden (Hrsg) Dieckmann-Verlag, Hannover 1985

Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 68, Jg. 1996, Verlag

Hahnsche Buchhandlung Hannover 1996

U. Stutz: Die Eigenkirche als Element des mittelalterlich-germanischen Kirchenrechts, Darmstadt 1955.

H. Zimmermann: Linden, Vom Bauerndorf zum Ihmezentrum (Historische Streifzüge zwischen Ricklingen und Ahlem), Verlag Ellen Harenberg-Lako 1986 (Diese Quelle macht leider keine Angaben darüber, woraus sie ihre Informationen hat.)



## Die Agrarreform in Linden

Eines der größten geschichtlichen Ereignisse für die Menschen auf dem Lande war die Agrarreform. Im Falle Lindens bedeutete sie zudem einen äußerst wichtigen Schritt für die gewerbliche und städtebauliche Entwicklung. Sie bestand aus drei wesentliche Punkte:

1. der Gemeinheitsteilung,
2. der Verkoppelung,
3. der Ablösungsordnung.

Die Geschichte der Agrarreform führt weit in die Vergangenheit bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück. Schon damals war das staatliche Interesse an einem leistungskräftigen und damit auch steuerfähigen Bauernstand groß. Die 1764 von Georg III. in Celle gegründete Königliche Landwirtschaftsgesellschaft versuchte erstmals, eine Agrarreform zu verwirklichen. Eine günstige Zeitepoche für die Agrarreform bot sich jedoch erst um 1805 mit den Jahren unter der französischen Besatzung. Damals wurde der Einfluß des regierenden Feudaladels zurückgedrängt, und so entstand eine Chance für ländliche Reformansätze. Doch konnten wegen verschiedener Gründe die Teilungen und Verkoppelungen (Zusammenlegung der bis dahin weit auseinanderliegenden Ackerflächen eines Bauern) nicht vollendet werden. Die Bevölkerung war mißtrauisch gegenüber der Dauerhaftigkeit einer Regelung, die unter französischer Herrschaft für sie getroffen wurde. Sie wollten auch ihre über Jahrhunderte hinweg zusammengewachsene dörfliche Gemeinschaft, die meist nur durch ungeschriebene Vereinbarungen zusammengehalten wurde, nicht durch irgendwelche Regelungen durcheinanderbringen. Dieser Prozeß der Privatisierung bedeutete für alle Beteiligten neue Rechte und Pflichten, in die sie sich nur schwer hineinfinden konnten. Sie fürchteten sich, einen für sie undurchschaubaren Weg in die Zukunft zu wagen. So kam es zu vielen unnötigen Klagen und Streitigkeiten. Unter diesen Umständen konnte die Agrarreform in Linden bis zur Beendigung der französischen Herrschaft 1813 nicht durchgeführt werden. Als 1813 die alten Verhältnisse im Königreich Hannover wiederhergestellt waren, erhielt der Adel die Staatsgewalt zurück. Da nun die Grundherren ihre alten Rechte wieder erhielten, kraft derer sie über "ihre" Äcker bestimmen konnten, suchten sie die Reform zu behindern. Diese Grundherren liehen einen Teil ihres Grundbesitzes an Kleinbauern mit der Verpflichtung, daß diese für sie arbeiteten (Frondienste) und Pachtzahlungen leisteten.

Der wohl größte Gegner der Reformen war der Gutsherrn Baron von Alten. Seine Familie hatte bereits vor den Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) die Gutsherren in Linden gestellt. Doch nach den Krieg ging der Besitz an den Oberhofmarschall von Platen, dessen Geschlecht bis 1813 in Linden regierte, erst 1816 kauften die von Altens den Besitz wieder zurück. Der Baron von Alten versuchte die Reform und damit auch die Chance der Bauern, erstmals ihren eigenen Grund und Boden zu bewirtschaften, zu verhindern, da er sonst die Kontrolle über die Bauern sowie die Pachtzahlungen usw. verloren hätte. Dieses gelang ihm dreißig Jahre lang vor allem dadurch, daß er riesige Entschädigungszahlungen verlangte. Aber er hatte mit Johann Egestorff (der auch Kalkjohann genannten berühmten Hauptbegründer der Lindener

Industrie) einen Gegner, der die Versuche einer Agrarreform immer wieder antrieb: er hatte sich selbst einen Hof gekauft und besaß als Vollmeier auch politisches Mitspracherecht an Entscheidungen, die das Dorf betrafen, und nahm an den Gesprächen über die neuen Teilungs- und Koppelungspläne teil. In dem Bestreben, diese Reform durchzusetzen, streckte er sogar die Kosten einer Gerichtsverhandlung vor.

Die Gerichtsverhandlung ging sehr langsam voran und führte während der 1820er Jahre zu keinem Ergebnis.

Die nach der französischen Herrschaft eintretende wirtschaftliche Not verbreitete sich immer weiter, und die Bevölkerung forderte die Abschaffung bzw. Vereinheitlichung von Zöllen, um durch den Handel mit dem Ausland die elenden Lebensbedingungen zu verbessern. Die Bemühungen der Regierung halfen aber nicht.

1830/31 erreichten die gespannten Beziehungen zwischen den Bauern und dem Feudalwesen einen Höhepunkt. Es kam zu revolutionären Aufständen, die zudem durch wirtschaftliche Probleme wie schlechte Ernteergebnisse, Teuerung und Arbeitslosigkeit verstärkt wurden. Die Gewerbetreibenden in Linden förderten die Befreiung vom Feudalismus, weniger Steuern, Gewerbefreiheit, und die Bauern verlangten die Beseitigung der Zehnten und Zwangsrechte. 1831 wurde die lang ersehnte Ablösungsordnung durch ein Gerichtsbescheid bestimmt. Darin wurde entschieden, daß die Bauern, denen das bewirtschaftete Land von dem jeweiligem Grundherrn nur nutzungsweise überlassen war, mit einer Zahlung von 27 Talern pro Morgen freikaufen konnten: von der Entrichtung des Zehnten und der Pacht an den Gutsherrn. Diese Ablösung wurde in Form von Geld oder Land geleistet werden.

Die Agrarreform wurde 1833 im Königreich Hannover vollendet. Nun konnte endlich die Neuordnung des Bodens in Linden intensiv durchgeführt werden. Das Ziel war, die dem ganzen Dorf gehörenden Weideflächen und Forste unter den Dorfbewohnern Lindens aufzuteilen (Gemeinheitsteilung). Landwirtschaftliche Nutzflächen wurden durch die Neuaufteilung der Feldflur zusammengefaßt und jeweils einem Bauernhof zugeordnet (verkoppelt). Die Umgebung von Linden, die bislang noch eine Idylle von gewundenen Wegen und Gräben war, sollte sich nun ändern.

Durch die Festlegung der Wege und Straßen und durch die Neuordnung der Grundstücksgrenzen, nach denen sich zukünftig weitere Straßenanlagen richteten, wurde eine wichtige, während des ganzen 19. Jahrhunderts wirkende Vorentscheidung über den städtebaulichen Grundriß Lindens getroffen.

In den wirtschaftlichen Verhältnissen erfolgte nach 1830 ein völliger Umschwung. Das Königreich Hannover blieb zwar noch lange ein Agrarstaat, doch unaufhaltsam überformte die industrielle Revolution Landschaft und Städte. Allein in den fünf Jahren zwischen 1834 und 1839 wurden 300 Fabriken neu gegründet und 100 vorhandene Betriebe kräftig erweitert. Ein neues Zeitalter war angebrochen, das sich in vieler Hinsicht vom vergangenen unterschied wie die Neuzeit vom Mittelalter.